Anekdoten

von

König Friedrich II.

von Preussen,

und

von einigen Personen, die um Ihn waren.

Nebst Berichtigung einiger schon gedruckten Anekdoten.

Herausgegeben

von

Friedrich Nicolai.

Drittes Heft.

Berlin und Stettin, 1789.

Anekdoten

von

König Friedrich II.

Drittes Heft.

XXI.

Die glorreiche Schlacht bey Leuthen, die in der alten und neuen Geschichte ihres Gleichen nicht hat, ist weltbekannt; aber nicht so eine doppelte Gefahr, in welche der König gerieth, nachdem die Schlacht schon gewonnen war, und wie viel Gegenwart des Geistes Er dabey hatte. Die Erzählung davon, welche ich von einem glaubwürdigen Augenzeugen habe, ist ein abermaliger Beweis: wie ruhig Sein Geist nach einer vollbrachten so großen That war, deren Erfolg selbst Seine Wünsche übersteigen mußte; wie Er bis spät in die Nacht Seine Vorsorge auf alle Anordnungen ausdehnte, die nöthig waren, um diesen großen Sieg zu nutzen; und wie Er Seine Person weniger, als Seine tapfern Truppen schonte.

Die Schlacht fing bekanntlich den 5. December erst Mittags um 1 Uhr an und war um 5 Uhr gewonnen, da es schon ganz dunkel war. Nachdem der

Feind gänzlich vertrieben war, stellte sich die Armee im dunkeln, so gut es seyn konnte, auf dem Schlachtfelde in Ordnung, und blieb unter dem Gewehre, so daß der linke Flügel gegen Gukerwitz, und der rechte vor Rathen stand. Der König ritt durch den rechten Flügel, und erkundigte sich, was da stände. Es waren die Grenadierbataillone **Manteufel** und **Wedel**. Er fragte: ob hier vor der Infanterie noch etwas stehe? und erhielt zur Antwort: daß ohngefehr 400 Schritt vorwärts ein Dragonerregiment halte. Der König ritt bloß mit seinem zahlreichen Gefolge dahin, und fragte den Kommandör des Regiments: ob er auf dem äußersten Posten stehe, und ob er nichts von Oestreichern entdeckt habe? Ersteres ward bejahet; allein weil die Dragoner hier auch, als es schon ganz dunkel war, angekommen waren, so konnte dem Könige, der letztern Frage wegen, kein Genüge geschehen. Vorgeschickte Truppe von den Dragonern wollten auf ohngefehr 800 Schritte von dem Dragonerregimente eine ganze feindliche Linie, andere wieder nichts gesehen haben. Endlich sagte der König: „Wir wollen bald zur Gewißheit kommen;" und schickte den Adjutanten Herrn von Wendessen zurück, um die beiden Kanonen

nonen

onen des Bataillons von Wedel zu hohlen. Als diese kamen, hieß der König sechs Schüsse nach dem, was einige für feindliche Truppen hielten, thun, und befahl einigen Officieren, hinzureiten, um sichere Nachricht zu bringen. Man sah von weitem ein großes Feuer. Der König glaubte erst, die Oestreicher hätten auf ihrem Zurückzuge Lissa angezündet. Es zeigten aber einige Anwesende, daß das Feuer allzuweit ausgebreitet, und nicht gegen die Gegend zuginge, wo wohl Lissa liegen könnte. Sie vermutheten, daß die Reste der Hütten des Lagers, worin die Oestreicher vorher gegen den Herzog von Bevern gestanden hatten, wären angezündet worden; und so fand sichs nachher auch. Man suchte sich nun zu orientiren, wo man eigentlich wäre. Die abgesandten Officiere kamen in kurzer Zeit zurück, und versicherten insgesammt, daß sie bis an ein einzelnes Gehöfte gewesen wären und bis dahin nichts vom Feinde entdeckt hätten.

Nunmehr, sagte der König, weiß ich, wo wir sind; das einzelne Gehöfte ist der Krätscham †) bey Sahra, rechter Hand am Damme nach Lissa, und

†) So nennt man in Schlesien eine Dorfschenke. Sahra ist ein Dörfchen, links zwischen Rathen und Lissa.

wir sind auf der Breslauer Landstraße. Der Generallieutenant von Zieten stand beym rechten Flügel der Kavallerie in der Nähe, und kam mit etwa zwölf Husaren geritten, um zu wissen, was die sechs Kanonenschüsse veranlaßt hätte. Der König kannte ihn gleich an der Sprache, dankte ihm für seine herrlich angeordneten Attaken des rechten Flügels, und sagte ihm die Ursache, warum er schießen lassen, und daß, wenn es möglich wäre, man noch diesen Abend Lissa und die dortige Brücke übers Schweidnitzer Wasser besetzen müßte, damit sich der Feind nicht hinter dieses Wasser setzen könnte und morgen keine zweyte Schlacht nöthig wäre. Da nun der General Zieten den König versicherte, der Feind habe keine förmliche Retraite gemacht, sondern die letzten feindlichen Regimenter hätten gegen die Nacht in unordentlichen Haufen die Flucht genommen, so sagte der König: „Ich weiß, sie sind total und en Detail „geschlagen, und um so leichter wird es uns wer„den, die Lissaer Brücke noch diese Nacht zu bese„tzen.“ Er fragte die Artilleristen, wie viel Schüsse sie wohl noch hätten? Diese meinten, ohngefehr zwanzig, und der König sagte: „Das „ist genug, kommt mit, und Zieten bleibe Er

„auch

„auch bey mir, und schicke Er von den Husaren die „Er bey sich hat, einige Mann auf etwa 30 Schritt „vor. Wir wollen laut sprechen, und darnach „können die Husaren sich richten. Aber hört, „Husaren, ich werde dann und wann hinter euch „schießen lassen, doch das soll euch nichts thun; „denn die Artilleristen sollen die Richtkeile auszie„hen und im höchsten Bogen schießen, daß die „Kugeln um desto weiter fliegen und in die Luft „rascheln, damit die Feinde in einem Athem beym „Laufen bleiben!“ Zu den Artilleristen sagte der König: „Ihr habt es doch gehört, ich werde im„mer dicht neben euch bleiben und schon sagen, „wenn ihr schießen sollt.“ So ging der Zug nach Sahra. Der König sah Licht im Wirthshause, und sagte: „Es ist auch gar zu finster, man sieht „ja keine Hand vor Augen; schaffe mir doch einer „eine Laterne; wir wollen hier so lange halten.“ Der Krätschmer, der seine Laterne nicht gern verlieren wollte, kam selbst, und sobald der König das Licht kommen sah, rief Er:

„Kommt nur hier neben mir und faßt meinen „Steigriemen an!“

Nun ging der Zug weiter auf einem zu beiden Seiten mit Weiden bepflanzten Fahrdamme.

Der König fragte: „Wir sind doch auf der „Breslauer Straße, die durch Lissa geht?“

Als es der Wirth bejahete, sagte der König: „Dann ist Lissa nur kaum eine Viertelmeile von „uns; wer seyd Ihr denn?

Der Wirth, der den König nicht kennen konnte, antwortete: „Ihr Excellenz, ich bin der „Krätschmer *) von Sahra.“

Der König: „Ihr habt auch wohl viel ausge„standen?“

Der Wirth versetzte ganz naiv in seinem schlesischen Dialekte: „Ach, Ihr Excellenz was wollte „ich nicht! Seit 48 Stunden, daß de Oestreicher „übers Schweinitzer Wasser gekommen sind, ists „in meinem Hause so voll gewesen, daß kei Apfel „zur Erde mochte kommen, da han se mich ange„schirgt **), daß ichs kaum schaffen †) konnte, und „da hatten sie so viel Geschläter ††) um sich, de „han ich nu recht gekrängelt †††), fast han se „mich reen ausgeplündert.“

Der König: „Das thut mir recht sehr leid! „Kamen auch Generale in Euer Haus? Was sag„ten sie denn? Erzählt es mir doch!“

Der

*) Gastwirth. Schles. **) Angetrieben. Schles. †) Ausstehen Schles. ††) Gesindel. Schles. †††) Gequält. Schles.

Der Wirth: „J nu, so gerne †), Ihr Excel„lenz, sieder ††) gestern Mittag hab ich den Prinz „Karl in meiner Stube, und seine Adjutanten „mitsammen †††) haußen im Hause gehabt. Da „war ein Gefrage und Geschicke! Hundert kamen „geritten, und hundert wurden wieder weggeschickt, „und so fürzelten ††††) se aus und ein, de ganze „Nacht! Wie bald einer weg war, kamen zehn an„dere wieder! Ich mußte inde *) Feuer in der Küche „halten, und de vielen Officiere drängten sich „heran, um sich zu wärmen. Da paperten **) „se nu hin und her. Einer sagte: Da käme nu un„ser König mit seiner Potsdamschen Wachtpa„rade. Einer sagte wieder: Oach! se trauen sich holt „nicht zu kommen! Se laafen, lassen wir se „holt laafen ***)! Aber das freut mich, daß sie „unser König diesen Noachmittag vor ihr thälisch „Firgeln ****) so braff bezahlt hat!"

P 5 Der

†) Eine gewöhnliche Interjektion des schlesischen gemeinen Mannes.

††) seit. Schles. †††) sämmtlich Schles.

††††) gingen. Schles.

*) immer. Schles. **) plauderten. Schles.

***) S. Oeuvres posthumes de Fr. II. T. III. p. 238.

****) thörichtes Spotten. Schles.

Der König: „Wenn seyd Ihr denn euren ho„hen Gast los geworden?“

Der Wirth: „I nu so gerne Ihr Excellenz, „heut Vormittag, ungefehr neun, setzte sich der „Prinz zu Pferde, und schon heunt Noachmittag, „so um drey, kam er hier mit annem großen „Schwarm Officiers wieder zurück und immer in „starkem Trabe vorbey nach Lisse. Da waren se so „trötzerlich †) hergekommen und nu gings ärsch„lich ††) den Damm längs herauf, daß sich keiner „umsah. Da merkt' ich gleich Unrath; und nach „Ihm dauerte der Zug, immer so breit der Damm „war, bis vor ungefehr anne gute Stunde, da „hoatt 's denn an Ende. Nichts war in Ord„nung, Reuter und Musketier, das alles liff „durcheinander. Unser König muß se jämmerlich „gehuscht han! Aber unser Herre Goht steht dem „kleinen Haufen bey, und das han se nu vor „ihren Hochmuth und ihre Lästerungen; denn, „Ihr Excellenz, die Oestreichschen Officiers sagten „ooch: Unser König würde schon von seinen ersten „Generals und Verwandten verlassen und wären „se vonsammen gegangen, was ich doch nimmer „und in Ewigkeit glooben kann.“

Der

†) trotzig. Schles. ††) rückwärts. Schles.

Der König schien dieser Unterredung eine andere Wendung geben zu wollen und sagte: „Ihr „habt Recht, so was kann man von meiner Armee „nicht glauben!“

Hierauf schien der Krätschmer erschrocken und rief aus: „Mei Gott! so sind Se wohl gar unser „gnädigster König; und ich bitte ja recht schön †) „um Vergebung, wenn ich in meiner Einfalt was „erzählt hätte, das sich nicht schickte!“

Der König: „Nein! Ihr seyd ein ehrlicher „Mann und wahrscheinlich evangelisch.“

Der Wirth sagte ganz treuherzig: „Joa, joa! „Ihr Majestät, ich bin von Ihrem Glauben!“

Unter diesem Gespräche, wobey sich im Finstern alles dicht heran drängte und die größte Stille beobachtete, um die naive Erzählung des Krätschmers recht zu hören, war der Zug bis auf ungefähr 300 Schritt an Lissa gekommen, als mit einemmahle einige 50 bis 60 Flintenschüsse, kaum 50 Schritt vom Zuge, fielen, und besonders auf die nahe an der Erde hangende Laterne gerichtet zu seyn schienen; daher denn auch nur bloß einige Pferde in die Beine blessirt wurden. Sogleich sprengte

†) gar sehr. Schles.

sprengte alles rechts und links vom Damme durch die Weiden auf die trockenen Wiesen und rief: Licht aus! Der König nahm zuerst das Wort und sagte: „Aber mein Gott, lieber Zieten, dies „konnte uns unmöglich begegnen, wenn die Husaren, wie ich es befohlen hatte, immer 30 „Schritt vorgeritten wären!“ Diese hatten sich (vielleicht um auch die treuherzige Unterredung des Krätschmers mit anzuhören) dicht vor und neben dem Könige gehalten, und waren daher die feindlichen Traineurs, oder einen von Lissa aus auf dem Damme gestellten Posten nicht eher gewahr worden, bis dieser an der Sprache und der Unterredung einen preußischen Zug bemerkt hatte, Feuer gab und sodann davon lief.

Der König hätte freylich gleich ein paar Schwadronen und Bataillone vorausschicken können; wahrscheinlich that Er dieses aber deßwegen nicht, um von den siegreichen aber ermüdeten Truppen nicht noch spät in der Nacht neue Angriffe zu fordern, wenns nicht nöthig wäre. Er ging mit guter Ueberlegung lieber selbst vorwärts, sehr wohl wissend, daß Seine Truppen Ihm, wenn es nöthig wäre, willig folgen würden. Er befahl nun einem seiner Adjutanten, schleunig zurückzureiten und die beiden

den oben benannten Grenadierbataillone zu holen, mit der Erklärung: „Er sey mit ihrer heutigen „Bravur vollkommen zufrieden. Sie sollten nur „diese Nacht mit Ihm in Lissa Quartier nehmen „und jeder Gemeine oben drein einen Thaler ha„ben," welchen sie auch nachher erhielten. Während der Zeit ritten verschiedene Officiere mit den Husaren vor, kamen zurück und bezeugten, daß sie bis vorn in Lissa gewesen und nichts vom Feinde entdeckt hätten. Der König blieb so lange halten, bis nach einer guten halben Stunde die zwey Grenadierbataillone kamen. Er setzte sich vor die Tete, und so ging es nach dem offenen Flecken Lissa hinein, wo man zwar alles stille, jedoch in den Häusern rechts und links viel Licht sah. Als der König so vor den Grenadieren reitend und sein Gefolge rechts und links neben sich, auf dem geräumigen Platze neben dem Schlosse, und etwa 60 Schritte vor der Brücke, welche über das Schweidnitzer Wasser führt, ankam; so sah man aus einigen Häusern Weißröcke mit Bünden Stroh auf dem Rücken kommen. Die meisten wurden von den preußischen Grenadieren ergriffen und einige davon vor den König geführt, die auf die Frage, was sie hier machten? antworteten: „Drüben

„jen-

„jenseits der Bruckn stände holt an Hauptmann „mit 150 Mann; dieser hätte holt den Befehl, die „Bruckn mit Stroh zu bewerfen, und sobald als „die Preußen kämen, die Bruckn zu verbrennen. „Nun hätten sie zwar schon einmal die Bruckn mit „Stroh belegt, allein es wären immer noch bis „jetzt so viele von ihren Leuten darüber gegangen, „und bey dem tiefen Koth das Stroh wie Mischt ge„treten. Der Hauptmann hätte also den Mischt „ins Wasser werfen lassen und 40 Mann nach dem „Städtel befehligt, um holt jeder a Barden †) „Stroh zu grechteln.“ ††)

Unterdessen hatten sich vermuthlich einige Oestreicher, von den Preußen ungesehen, über die Brücke zu ihrem Kommando geschlichen und dem Hauptmanne gemeldet, daß Preußen im Städtchen ankämen: denn indem der König noch mit den Gefangenen redete, so ließ der östreichische Kapitän ein starkes Feuer geben, wodurch von den preußischen Grenadieren auch einige dicht neben und hinter dem Könige blessirt wurden. Die Artille-

†) Ein Bund Stroh. Oestr.

††) Zurecht machen. Oestr.

tilleristen schrien: zurück! zurück! wir werden schießen. Alles was zu Pferde war, sprengte dicht an die Häuser, um nicht im Finstern von Freund und Feind zugleich erschossen zu werden. Die preußischen Artilleristen brannten sogleich einigemal ab, und die Grenadiere schossen so in der Kolonne in Bogen nach dem Feinde, über die preußischen Kanonen weg. Aus allen Häusern kam in eben dem Augenblicke ein starkes Feuer auf die Preußen, und die Grenadiere schossen auf die Fenster, aus denen gefeuert ward; Alles schrie und kommandirte durch einander. Aber der König sagte ganz gelassen: „Messieurs, folgen Sie mir, „ich weiß hier Bescheid!“ Sogleich ritt Er links über die Zugbrücke, welche nach dem Schlosse führt, wohin Ihm Seine mehresten Adjutanten folgten. Er war kaum dicht vor der Schloßthür angekommen, als verschiedene östreichische Officiere mit Lichtern in den Händen aus den untern Zimmern und von den Treppen herabgestürzt kamen, um in der finstern Nacht ihre auf dem Schloßplatz haltende Reitpferde zu finden und wegen des Schießens davon zu jagen. Der König stieg mit seinen Adjutanten ganz ruhig vom Pferde, und sagte zu den östreichischen Officieren: „Bon soir, Messieurs!

„Ge-

„Gewiß sind Sie mich hier nicht vermuthen. Kann „man hier auch noch mit unterkommen?“

Es wäre beynahe schwer zu sagen gewesen, welcher Theil des andern Gefangene hätte seyn sollen; denn der Oestreicher waren mehrere. Aber die vornehmsten östreichischen Generale und Stabsofficiere, erstaunt, nahmen den niedern Officieren und Reitknechten die Lichter aus den Händen, und leuchteten so dem Könige die Treppe hinauf und in eines der ersten Zimmer. So wie sie da ankamen, präsentirte einer den andern dem Könige, der alle nach ihrem Namen und Charakteren fragte, und sich mit ihnen in Konversation einließ. Während diesem fanden sich immer mehr und mehr Adjutanten und andere preußische Officiere auf dem Schlosse ein. Und nunmehr beurlaubte der König die östreichischen Officiere, welche andere Zimmer auf dem weitläuftigen und wohlgebauten Schlosse einnahmen. Es kam nach und nach eine große Menge preußischer Generale; und da der König verwundernd fragte, wo sie denn alle herkämen? so ward Ihm gesagt, daß die ganze Armee auf dem Damme nach Lissa im Marsche wäre. Eigentlich hatte der König nur die zwey Grenadierbataillone nach Lissa zu kommen beordert; aber es war Ihm

der

der Mißverstand, daß man seine Order auf die ganze Armee ausgedehnt hatte, sehr lieb. Er schickte die Regimentsadjutanten zurück, mit der Order: daß jeder so gut unterzukommen suchen müsse, wie er könne; und beschied die noch nicht angekommenen Generale bey Sich auf dem Schlosse zur Parole. In dem Städtchen Lissa wurden alle feindliche Traineurs in den großen Schaafstall zusammengebracht; es waren an drittehalb tausend, größtentheils Wirtemberger. Das Garderegiment kam auf den Kirchhof zu stehen, und die Officiere quartierten sich in die Kirche ein.

Es ist leicht einzusehen: wenn die 50 oder 60 östreichische Soldaten nicht auf dem Damme waren, oder wenn sie, als sie das Licht der Laterne sahen und das laute Reden hörten, anstatt zu schießen, sich ganz stille gehalten, und ihrem Hauptmann und der Generalität im Schlosse Nachricht gegeben hätten; so wäre der König, da er ohne Bedeckung der zwey Grenadierbataillone nach Lissa gekommen wäre, in Gefahr gerathen, nach der glorreichsten Schlacht, die je ein Feldherr gewonnen hat, noch erschossen oder gefangen genommen zu werden. Von der andern Seite waren diese wenigen Schüsse die Ursache des Be-

fehls zum Vorrücken der beiden Grenadierbataillone, denen die übrige Armee freywillig folgte und sich noch diesen Abend bey Lissa setzte, von wo sie noch vor Anbruch des Tages die Feinde viel geschwinder weiter verfolgen konnte.

Ohnerachtet das Ufer des Schweidnitzer Wassers noch denselben Abend von den Preußen besetzt wurde, so hatten die Oestreicher doch weiter hinauf noch zwey Schiffbrücken †) über dieses Flüßchen, welche sie in der Dunkelheit dieser Nacht), wo Freund und Feind unter einander vermischt waren, und sich oft nicht kannten), abbrachen, ohne daß es die Preußen hinderten. Hätten die Oestreicher Zeit gehabt, auch die auf Pfählen stehende Brücke zu verbrennen, so wäre ihre Verfolgung sehr aufgehalten worden. Die Preußen hätten bey weitem nicht so viele Gefangene gemacht, die Feinde hätten sich eher gesetzt, und die Folgen des Sieges wären nicht so außerordentlich gewesen. Man sieht also wie wichtig es war, Lissa noch denselben Abend zu besetzen.

Diese

†) Man sehe in des Hrn. Obristlieut. von Tempelhof Geschichte des siebenjährigen Krieges 1r Bd. den Plan dieser Schlacht bey U.

Diese Geschichte beweiset, so wie unzählige andere, mit welchem Muthe der König vorzurücken pflegte, wie Er seine von einer hitzigen Schlacht ermüdete Truppen schonte, und eher Sich selbst der Gefahr aussetzte, wie sehr er sich dabey auf sein gutes Glück verließ, und wie sehr sein Anblick imponirte. Diesen Muth theilte sein Beyspiel allen denen mit, die um ihn waren. Dieß trug gewiß nicht wenig bey, seine Feinde, so wie hier, dermaßen außer Fassung zu bringen, daß sie den günstigen Augenblick versäumten, der nachher nicht wiederkam, wodurch denn das Schrecken vor Friedrich dem Großen und vor seinem tapfern Heere beständig voranging und ihm den Weg zu so manchen glorreichen und zum Theil fast unglaublichen Thaten bahnte.

XXII.

Ich kannte einen jungen Edelmann, der im November 1757 in seinem funfzehnten Jahre zur Armee des Königs in Sachsen als Fahnenjunker abging. Er kam kurz nach der Schlacht bey Roßbach an, und mußte sogleich den beschwerlichen Marsch nach Schlesien mitmachen. Es ist leicht zu erachten, daß einem Jünglinge, der von der Schule kam, und noch wenig in der freyen Luft gewesen war, eine solche Expe-

dition mitten im Winter sehr hart vorgekommen seyn müsse. Er gestand einige Jahre nachher, daß ihn damals sein freywillig und aus wahrem patriotischen Muthe gefaßter Entschluß, sich dem Militar zu widmen, zuweilen beinahe gereuet hätte. In der Schlacht bey Leuthen war er unter den 10 Bataillonen der Avantgarde, welche bey Borna vier sächsische und zwey östreichsche Kavallerieregimenter über den Haufen warfen. Er gestand nachher: als es zur Attake aus dem Walde heraus gegangen, habe er beynahe alle Besinnung dermaßen verloren, daß er am ganzen Leibe gezittert, und mit aller Anstrengung kaum Kraft genug gehabt habe, die Fahne zu halten. Als aber das erste Treffen den feindlichen linken Flügel jenseit Lobetinz angreifen sollte, kam der König gerade zu dem Bataillon geritten, bey dem er stand, hielt neben den Fahnen still, und rief: „Nun Kinder! frisch heran, in Gottes „Namen!“ Dies wirkte auf den Jüngling wie ein elektrischer Funken. Alle Furcht war bey ihm weg, und alle Bewegungen und Gefahren des ganzen Tages ging er nun mit freudigem Muthe durch, blieb auch bey allen Attaken unversehrt.

Als die Schlacht vorbey war und die Armee auf dem Schlachtfelde sich im Dunkeln in Ordnung stellte, schien die Natur dem funfzehnjährigen Jünglinge einigen Tribut abfordern zu wollen. Er spürte jetzt erst, wie sehr ermüdet er war. Er legte sich mit seiner Fahne auf das kalte Erdreich. Ihn fror bitterlich. Er hatte seit frühem Morgen nicht gegessen, und ob er gleich etwas Kommißbrod hervorholte, so war doch nichts zu trinken da; und der arme Jüngling verging beynahe vor Durst und Frost. Nachdem er so eine Viertelstunde gelegen hatte, und mißmuthig war, fing aus dem Fahnenzuge ein Soldat an laut und langsam anzustimmen: **Nun danket alle Gott!** Die Feldmusik stimmte gleich ein, und in einer Minute sang die ganze Armee dieses Lied †). Der Jüngling richtete sich von der Erde auf, sang aus Herzensgrunde mit, und ward, wie er versicherte, dadurch so gestärkt, daß wenn er nun nochmals in die Schlacht hätte gehen sol-

†) Diese rührende Scene ist auch schon angeführt, im Berliner militarischen Kalender von 1784. S. 17. im Leben des General v. Zieten.

len, er neuen Muth und Kräfte genug dazu gehabt haben würde.

Es läßt sich kaum etwas feyerlicheres und rührenderes denken, als dieser Gesang. Man denke an die Worte dieses Liedes. Man stelle sich dieses Danklied vor, langsam und im Dunkeln gesungen von mehr als zwanzigtausend männlichen Stimmen, von mehr als zwanzigtausend Männern, welche diesen ganzen Tag den Tod in so mancherley Gestalten gesehn hatten und nun noch lebten. Man stelle sich Männer vor, die gestern noch über äußerst unglückliche Vorfälle, wodurch beynahe alle Hofnung abgeschnitten wurde, niedergeschlagen waren; jetzt aber eben einen so großen Sieg erfochten hatten, der die äußerste Erwartung jedes preußischen Patrioten übertraf. Mit welcher Herzenserhebung mußten diese Männer folgende Worte singen:

Nun danket alle Gott!
Mit Herzen, Mund, und Händen!
Der große Dinge thut,
An uns und allen Enden!

Ein solcher treuherziger Gesang des Dankes an die Gottheit ist erhabener als alle Schlachtgesänge des Alterthums, die zum Blutvergießen aufmun-

terten

terten. Tyrtäus hat keinen Dankgesang nach der Schlacht. Man stelle sich lebhaft vor, mit welchen Empfindungen Männer, welche die Mühseligkeiten des Krieges in so überschwenglichem Maaße gefühlt hatten, in dieser feyerlichen Stunde folgende Worte singen mußten:

Der ewig gute Gott
Woll' uns, so lang wir leben,
Ein immer frölich Herz
Und edlen Frieden geben!

XXIII.

Der König spielte bekanntermaßen die Flöte meisterhaft. Ich wenigstens habe niemand auf diesem Instrumente das Adagio schöner vortragen hören. Quanz richtete sich überhaupt in seinen Koncerten, die bloß für den König gemacht waren, mehr oder weniger nach Demselben. Die langsamen Sätze in seiner großen Menge von Koncerten sind entweder zufrieden ruhig oder schmeichelnd, oder herzrührend; nicht klagend oder traurig, welches der König nicht liebte. Die herzrührenden Sätze, von welchen sich in den Quanzschen Koncerten mehrere vortrefliche finden, spielte der König vorzüglich mit einer Simplicität und innern Em-

pfindung, welche selbst wenige Virtuosen haben. Im Allegro hatte Er einen brillanten Vortrag; aber Seine Kammermusik verzog Ihn, indem sie Ihm beständig im Takte nachgab.

Der König war gewöhlich äußerlich bey guter Laune, wenn Er zum Koncerte kam; denn wenn Er entweder äußerst dringende Geschäfte hatte oder krank war, so ward das Koncert ausgesetzt. Indessen Quanz, welcher den König seit so vielen Jahren genau kannte, versicherte mich: Er könne an des Königs jedesmaligen Vortrage der letzten Allegrosätze seiner Koncerte sehr gut abnehmen, ob der König bey heiterm und ruhigem Geiste sey oder nicht. Der König pflegte nicht allein die drey oder vier Koncerte, welche Er an einem Abende spielen wollte, vorher durchzuspielen, sondern oft blies Er Vormittags auch noch Solfeggi, die er auswendig wußte. Gewöhnlich fantasirte Er, im Zimmer herumgehend, Morgens ehe die Kabinettsrähte kamen, eine Zeitlang, länger oder kürzer. Er sagte einst zu d'Alembert, da er mit ihm über Musik, und auch von den Wirkungen der Seele redete: daß Er während dieses Fantasirens oft allerley Sachen überlege, und nicht daran denke, was er spiele, daß ihm aber während des Fan-

tasirens

tasirens schon oft die glücklichsten Gedanken, auch über Geschäfte, eingefallen wären. Wer ein so feines Gefühl wie Quanz gehabt und den König eben so gut gekannt hätte, würde vielleicht, wenn er diese Seine Flötenfantasieen gehört hätte, aus den Wendungen derselben auf den jedesmaligen Gemüthszustand dieses außerordentlichen Virtuosen haben schließen können.

XXIV.

Der König spielte auch etwas das Klavier, besonders in seinen jüngern Jahren. Er war im harmonischen Satze nicht ganz unerfahren, und hat mancherley komponirt: etwa drey Sinfonien, verschiedene einzelne Arien in drey italiänischen Schäferspielen, †) eine Kantate für eine Sopran- und Altstimme (für die Sänger Paolino und Porporino), und etwa siebzig bis achtzig

†) Das erste, dessen Namen ich nicht habe finden können, ward im August 1747 zu Charlottenburg aufgeführt. Die Arien sind vom Könige, von Quanz und Nichelmann, und die Recitative von Graun. Das zweite, Galatea ed Acide, ward 1748 im August zu Potsdam aufgeführt. Es ist ein Pasticcio von verschiedenen Arien, die der Kö-

Flötensolos. Koncerte hat der König nicht gemacht; aber da Quanz im J. 1777 starb, indem er gerade von seinem dreyhunderten Koncerte das erste Allegro und das Adagio fertig hatte, ließ sich der König die Schreibtafeln bringen, worauf sie Quanz entworfen hatte, †) und machte ganz in Quanzens Geiste

nig aus andern Opern gewählt hatte. Zwey Arien hatte er selbst gemacht; davon ist, wenn ich mich nicht ganz irre, die eine am Ende des ersten Aktes:

Al suon di dolce canna
Passai tranquilli i giorni
In umile capanna
Celato al fiero amor.

Das dritte, Trionfo della fedeltà, ward 1753 im August in Potsdam aufgeführt. Die Arien sind abermals ein vom Könige gewähltes Pasticcio, außer einer neuen vom Könige.

†) Quanz hatte eine Anzahl pergamentene Schreibtafelblätter in Folio, worauf die Notenlinien mit rother Oelfarbe gezogen waren. Auf diese Blätter schrieb er seine Partituren mit Bleystift. Er hatte oft mehr als ein Koncert in Arbeit, und legte was er komponirte mehrere Wochen und zuweilen Monate lang beyseite. Er sah es von Zeit zu Zeit durch, und änderte oft nicht wenig, zumal in der Begleitung, die er nicht leicht hinschrieb, sondern darin vielerley Finessen hatte.

Geiste das letzte Allegro dazu, nachdem er die Schreibtafeln etwa vier Wochen lang bey sich gehabt hatte.

Es ist hin und wieder gesagt worden: der König habe zu seinen musikalischen Kompositionen gar keinen Baß, noch weniger Mittelstimmen, setzen können, sondern habe sie schlechterdings von andern müssen dazu setzen lassen. Dieß ist ungegründet, welches ich aus Quanzens Erzählung weiß, der den König genau kannte, und ihm hierin gewiß am allerwenigsten schmeichelte. Der König

hatte

hatte. Dieser Aenderungen wegen schrieb er den ersten Entwurf mit Bleystift auf diese große Schreibtafeln. Erst, wenn er mit seiner Arbeit ganz zufrieden war, schrieb er sie auf Papier mit Dinte ins reine. Von seinem obengedachten dreyhunderten Koncerte war das erste Allegro auf der Schreibtafel völlig fertig, vom Adagio war die Hauptstimme ganz da, aber in der Begleitung waren noch verschiedene Lücken. Dieses Adagio, das letzte Werk dieses Komponisten, hatte eine simple und sehr rührende Melodie. Der König sagte, nachdem Er dieses Koncert mit seiner Kammermusik gespielet hatte, zum sel. Koncertmeister Franz Benda: „Man sieht, Quanz ist „mit sehr guten Gedanken aus der Welt gegangen."

hatte in seiner ersten Jugend das Klavierspielen, und zu gleicher Zeit die ersten Gründe der Harmonie von Heyne, Organisten an der Domkirche in Berlin, gelernt, den ich als einen sehr alten Mann noch gekannt habe. Er war ein schulgerechter Organist nach alter Art, der nichts als Harmonie, und künstliche Harmonie kannte. Er ließ den Kronprinzen lange Zeit Psalmen und Choräle vierstimmig aussetzen †); und man weiß, daß Uebungen dieser Art einen fähigen Kopf, der für die Musik Sinn hat, wohl bald dahin bringen können, zu seinen eigenen musikalischen Gedanken eine leidliche Baßstimme setzen zu können. Als der Kapellmeister Graun zu Ihm noch als Kronprinz nach Rheinsberg kam, nahm Er auch von demselben Unterricht in der Komposition. Hier machte er auch seine erste Sinfonie, welche Graun korrigirte.

Dieser

†) Noch in dem sechziger Jahrzehende erzählte der König an Quanz: Heyne habe ihn mit den alten Tonarten sehr zugesetzt. Beide machten dabey noch ein Wortspiel. Der König sagte: „Den gewöhnlichen Generalbaß habe ich wohl begriffen, „aber die plagalischen Modi haben mich weidlich „geplagt.“ Quanz antwortete: „Sie sind nun „auch nicht mehr Mode.

Dieser große Komponist war bekanntlich, obgleich der simpelste süsseste Gesang seine Hauptsache war, ein starker Kontrapunktist. Auch Er führte den König wieder einigermaßen auf den Kontrapunkt. Dem Könige war auch im Anfange seiner Regierung der kontrapunktische Styl noch nicht zuwider. Cleopatra, eine von Grauns ersten Opern, hatte eine Ouvertüre mit einer Fuge, so wie die im J. 1744 aufgeführte Oper Catone. Ein bon-mot von Voltaire soll Gelegenheit gegeben haben, daß der König befahl, weiter keine fugirte Ouvertüre zu den Opern zu machen. †) Aber zur Kirchenmusik hielt Er beständig die Fugen und die Orgel für wesentliche Stücke. Außer den Opern und in Instrumentalstücken war er einer Schreibart, die sich auf den Kontrapunkt gründet, sehr gewohnt. Quanzens Flötentrios und Quatuors, die Er sonderlich in frühern Zeiten oft spielte, sind ganz in diesem Geschmacke, und noch dazu die Quatuors ziemlich trocken. Quanzens Begleitung in seinen Koncerten, und oft die Fortschreitung seiner musikalischen Gedanken, entspringen im Grunde aus dem

†) Voltaire hatte es plein-chant genannt; welches eigentlich etwas ganz anders ist.

dem Kontrapunkte, obgleich mit vieler Mannigfaltigkeit, Ungezwungenheit, Feinheit, und schönem Gesange. Wer, wie der König, täglich solche Musik hörte, und dabey ein so feines musikalisches Ohr hatte, konnte wohl in den Grundsätzen der Harmonie nicht völlig unwissend seyn. Er hatte auch bey Anhörung der Musik genaue Aufmerksamkeit auf Modulationen und was dahin gehört. Als Graun in einer Arie (wenn ich mich nicht irre, in der Oper Artaserse) gleich in die Quarte modulirt hatte, anstatt wie gewöhnlich, zuerst in die Quinte, bemerkte es der König augenblicklich, und fragte ihn, wie er dazu käme.

Uebrigens war der König freylich in der Komposition bloß ein Dilettante, und es war auch wohl nicht mehr zu verlangen. Seine Singekompositionen hatten weiter nichts Ausgezeichnetes, als fließenden Gesang, den er so sehr liebte. Aber bey seinen Flötensolos, sonderlich bey denjenigen, die Er in dem vierziger Jahrzehend machte, hatte Er eine merkwürdige Absicht; welche, wie so viele andere Dinge, zeigt, mit welcher Ueberlegung und großem Fleiße dieser außerordentliche Mann in Dingen, welche Er gründlich wollte kennen lernen, zu Werke ging. Nämlich in jedem Solo, das er

machte,

machte, hatte er die Absicht, irgend einen Theil des Vortrags auf der Flöte, den er so sehr studirte, irgend eine Schwierigkeit der Exekution, irgend eine Genauigkeit in Artikulation der Töne, irgend eine Feinheit im Ausdrucke besonders, sich praktisch vorzustellen und darüber nachzudenken. Wenn jemand diese Soli zusammen hätte, so würden sie eine musikalische Merkwürdigkeit seyn; denn sie enthalten für einen Kenner einen ganzen praktischen Kursus über den Vortrag auf der Flöte, und von einem Manne wie Friedrich der Große!

In Absicht auf die Harmonie und die Begleitungsstimmen seiner Kompositionen, fragte Er freylich anfänglich seine Meister, und nahm ihre Verbesserungen an; so wie er anfänglich Voltairen, d'Argens und Maupertuis über einzelne französische Konstruktionen und Redensarten fragte. Aber sehr oft fragte Er sie auch nicht, sondern ließ es so, wie Er es gesetzt hatte. Da mag es denn wohl seyn, daß hin und wieder Sätze mit untergelaufen, die man für harmonische Fehler hielt; zumal nach damaliger Art, wo man in der Harmonie äußerst sorgsam war, und ein Flötensolo vierstimmig auf dem Pianoforte accompagnirte. Indessen war Seine Stimmensetzung nicht ganz

schlecht.

schlecht. Quanz sagte mir selbst, daß die in Nürnberg (ohne des Königs Vorwissen) in Kupfer gestochene Sinfonie des Königs ungefähr im Jahre 1743 gemacht sey, und alle Stimmen von demselben wären. Der König habe ihm die Partitur gezeigt, er habe sie in dessen Gegenwart durchgesehen, aber nichts daran korrigirt, nur ein Paar einzelne Noten bemerkt, die im Grunde Schreibfehler gewesen wären, und die der König geändert hätte.

Freylich ließ Er sich oft auch helfen, weil er sich zu Aussetzung der Stimmen nicht Zeit nehmen mochte. In dem obengedachten Schäferspiele, das 1747 aufgeführt ward, hat Quanz die Begleitungsstimmen zu des Königs Arien gesetzt, welche der König in seinem ersten Entwurfe der Singestimme nur, mehr oder weniger, angedeutet hatte; doch hatte Er zu dieser Singestimme den Baß gesetzt. In des Königs Flötensoli sind alle Bässe von Ihm selbst. Er sprach mit Quanzen oft über dasjenige, was Er bey der Hauptstimme im Sinne gehabt hatte; seltner aber über die Baßstimme, wenigstens nicht so oft, als es Quanz wohl gewünscht hätte, der in Dingen dieser Art überaus eigen war. Quanz aber erinnerte nichts

dar-

darüber, als wenn der König ihn fragte, es müßte denn etwas sehr auffallendes gewesen seyn. Wer Soli von dem Könige gesehen hat, wird gestehen müssen, daß im ganzen darin die Harmonie dieses Dilettanten richtiger ist, als jetziger Zeit mancher *Professori di Musica.*

Vor dem siebenjährigen Kriege blies der König noch öfter im Kammerkoncerte eines seiner Soli. Als der König einst ein neues Solo zum erstenmahl spielte, waren in einem Satze, der in der Transposition einigemal vorkam, etwas merkliche durchgehende Quinten. Quanz, dessen musikalische Orthodoxie nicht sehr tolerant war, schnaubte sich die Nase und räusperte sich einigemal; und Bach, etwas feiner, aber auch in solchen Sachen nicht sehr nachgebend, ließ bey dem Accompagnement auf dem Pianoforte die Quinten sehr deutlich hören. Die andern schlugen die Augen nieder. Der König sagte nichts, untersuchte sein Solo, und fand bald die Stellen. Er zeigte sie nach einigen Tagen, nicht an Quanz, sondern an Franz Benda, unter vier Augen, und fragte ihn, ob der Satz wirklich fehlerhaft sey. Dieser bejahete es. Der König änderte darauf die Stellen mit Beyhülfe von Benda, und setzte hinzu:

„Wir müssen doch Quanzen keinen Katarrh zuzie„hen.“ Dieß erzählte mir der seel. Koncertmeister Benda selbst.

Als der König zu Quanzens obenerwähntem letzten Koncerte das letzte Allegro gemacht hatte, schickte Er nebst der Quanzischen auch seine eigenhändige Partitur an Agrikola, mit dem Befehle, das letzte Allegro in Ordnung zu bringen und alles ausschreiben zu lassen. Ich habe diese merkwürdige Partitur einigemal gesehen, und auch dieses in seiner Art einzige Koncert, nachdem es ausgeschrieben war, in zwey angestellten Privatproben dreymal spielen hören. In der Partitur des Königs war die Baßstimme und zum Theil auch die Mittelstimme mehrentheils gehörig mit Noten geschrieben. Aber hin und wieder hatte Er Sich durch einige Worte das Notenschreiben gespart, z. B. im zweiten Violinsysteme war etwa durch einige Takte geschrieben: Mit der ersten Violine in Terzien, in Sexten, u. dgl., so daß man eben so deutlich sah, was Er meinte, als ob Er es in Noten gesetzt hätte. Nur eine einzige Stelle war etwas undeutlicher. Er hatte, erinnere ich mich, ins Bratschensystem geschrieben, entweder: Mit, oder Nach dem Basse herauf. Es war an einer

Stelle,

Stelle, wo Er nicht Unisono konnte gemeint haben, und der Baß ging auch herunter. Wahrscheinlich hatte Er also gemeint, die Bratsche sollte eine Gegenbewegung haben, etwa um eine verbotene Fortschreitung zu verhüten. So ward es auch gesetzt. Das sonderbarste war, daß in diesem letzten Allegro eine Menge gebundener Nachahmungen über die liegenbleibende Septime oder None waren. Diese hatte Er nicht mit Noten ausgesetzt, sondern in den Stimmensystemen mit Worten angedeutet. Z. B. Wenn das Thema in der ersten Violine gewesen war, so schrieb Er ins zweyte Violinensystem in den folgenden Takten: so wie die erste Violine vorher u. d. gl. und in die übrigen Stimmen die Noten, wie sie sich gehörten. Diese Nachahmungen waren alle so richtig, daß sie nur durften mit Noten ausgeschrieben werden, daher man wohl sah, Er hatte sie Sich ganz deutlich gedacht. Der sel. Agrikola ließ es mich bemerken, und auch einige Noten, die der König in den Mittelstimmen geändert hatte, um einer falschen Fortschreitung auszuweichen. Auf dem Winkel eines dieser Partitur beygelegten Blattes, worauf Er etwas geschrieben hatte, was Er verändert wissen wollte, bemerkte man einige

vierfach in einem Notensysteme übereinander gesetzte Noten, die Er wieder ausgestrichen hatte. Er hatte durch dieselben harmonische Fortschreitungen, vielleicht auf dem Flügel, probiren wollen. Dieß alles zeigt genugsam, daß es unrichtig sey, wenn man sagt, der König habe keine Kenntniß der Harmonie oder der Komposition gehabt. — *

XXV.

Herr Adriani, welcher von 1777 bis an seinen Tod 1781, die Stelle des Oberkastellans auf dem Königlichen Schlosse zu Berlin bekleidete, war aus einer guten Familie in Kleve, wo sein Vater, wenn ich nicht irre, Geheimerregierungsrath gewesen war. Er war wegen seiner ansehnlichen Größe, unter König Friedrich Wilhelm I. zu Militardiensten gezwungen worden. Als er zu dem Posten eines Oberkastellans befördert ward, diente er beynahe 40 Jahr, und war seit 1757 erster Feldwebel der Leibkompanie des Königs beym ersten Bataillon Garde gewesen. Während dieser 20 Jahre hatte er dem Könige, als seinem Hauptmanne, täglich des Morgens früh um 5 Uhr den Rapport von der Kompanie gegeben.

Der Mann hatte alle Feldzüge mitgemacht, war auch verwundet, und durch die vielen ausgestandenen Strapazen ziemlich steif geworden; so daß er sich wohl nach Ruhe sehnte. Er hatte sich aber, so sehr gnädig auch der König immer gegen ihn war, niemals getraut, den König um eine Versorgung zu bitten; denn er wußte zu wohl, wie sehr der König an ihn gewöhnt war, und daß Er es selten wohl aufnahm, wenn diejenigen, die ganz nahe um Ihn waren, Ihn verlassen wollten. Er hatte sich also schon darauf gefaßt gemacht, als Feldwebel bey der Leibkompanie †) zu leben und zu sterben.

In einer Nacht, im Anfange des Junius 1777, war einer der ansehnlichsten Leute von der Leibkompanie desertirt. Der König sagte zwar des Morgens beym Rapporte weiter nichts darüber. Man wußte aber schon, daß widrige Zufälle bey Seiner Kompanie Ihm immer sehr verdrießlich waren. Es waren daher die Officiere von der Kompanie, und wen es sonst näher anging, in

†) Die Feldwebel des ersten Bataillons Garde haben den Rang als Lieutenante von der Armee.

größter Verlegenheit, zumahl da man vernahm, der König sey denselben Vormittag sehr übler Laune gewesen. An diesem Tage ließ der König den Feldwebel Adriani Nachmittags um 5 Uhr, zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit rufen. Dieser ging mit Herzklopfen nach Sanssouci. Er vermuthete gewiß, der König würde über den ausgetretenen Soldaten sprechen wollen, und stellte sich vor, sehr ungnädige Aeußerungen zu hören. Als er ins Zimmer trat, kam der König mit schnellen Schritten auf ihn zu, fragte ihn: wie lange er gedient habe, und einige andere ähnliche Fragen. Adriani beantwortete sie, ohne noch vermuthen zu können, wohin der König wollte. Der König fuhr fort: „Er hat mir lange treu gedient. Da „ist der Hagemeister in Berlin gestorben. Will „Er die Stelle als Oberkastellan in Berlin annehmen?“

Adriani, der sich noch immer gewiß vorgestellt hatte, des Königs vorläufige Fragen würden auf eine sehr ungnädige Aeußerung wegen des Desertörs führen, war bey dieser unerwarteten Wendung so außer Fassung, daß er ein paar Augenblicke verstummte, und darauf kaum stammeln konnte. Der König drückte ihm sanft die rechte

Hand und sagte mit sehr gütiger Stimme: Der „Posten ernährt seinen Mann, nehme Er ihn im„mer an.“ Adriani wollte dem Könige die Hand küssen. Der König aber ließ es nicht zu und sagte sehr gnädig: „Danke Er mir nicht. Ich weiß, „daß Er invalide ist, und lange schon hätte sollen „versorgt werden. Ich habe Ihm längst einen sol„chen Posten zugedacht, aber es wollte sich nicht „eher Gelegenheit dazu finden.“ Der sel. Adriani erzählte mir selbst diese ihn betreffende Geschichte, nebst noch manchen andern Anekdoten. — *

XXVI.

Ich will drey Beyspiele von des Königs Gefühl für Billigkeit hier anführen, die der Markis d'Argens erzählte. In des Königs Korrespondenz sind unzählige Beweise von diesem Gefühle.

Der König sagte, als einmal bey der Tafel von gerichtlichen Untersuchungen gesprochen ward: daß man wohl jemand zwingen könne, eine That einzugestehen, daß aber niemand eigentlich genöthigt werden dürfe, alle seine Bewegungsgründe anzugeben; indem jedermann ein natürliches Recht habe, sein Geheimniß zu bewahren. — d'Argens.

Es war dem Könige verdrießlich, daß die Allee zum Haupteingange von Sanssouci bey der Anlage nicht anders konnte geführet werden, als daß sie einen Winkel macht. Es wurden bey der Tafel des Königs von seinen Günstlingen verschiedene Vorschläge gethan, wie solchem abzuhelfen wäre. Die Schwierigkeit lag vorzüglich in der unüberwindlichen Liebe einer armen Frau zu ihrem kleinen Hause, einem Erbstücke, welches sie um keinen Preis dem Könige verkaufen wollte. Der General-Graf Rothenburg behauptete: der König könne sie zwingen, einen dreyfachen Ersatz des Werths, oder ein viel besseres auf einer andern Stelle dafür anzunehmen. D'Argens ward hierüber aufgebracht, und behauptete mit der ihm eigenen provenzalischen Lebhaftigkeit: Die Könige dürften niemanden das Seinige, auch gegen bessern Ersatz, mit Gewalt nehmen; denn sonst könnte man es auch bald von einem Hause auf die Frau und Tochter eines Mannes anwenden, wo offenbar der mehrere Werth an Gelde nicht das Verlorne ersetzt. — Der König sagte: „d'Argens hat Recht.“ Die Allee macht noch jetzt einen Winkel. — d'Argens.

Der König war gegen seine Bedienten oft sehr unwillig über kleine Fehler, wenn sie aus Nachläßigkeit geschahen. Z. B. wenn ein Teller oder Tasse zerbrochen ward. Als aber einst ein Bedienter mit einem Arme voll Geschirre von einem sehr kostbaren Porcellanservis, auf dem polirten Boden des Zimmers ausglitt und alles zerbrach, sagte Er kein Wort darüber. — Einmal schüttete ein Bedienter beym Auftragen der Speisen, ohne seine Schuld, weil ein anderer, auch ohne daß es zu vermeiden war, an ihn stieß, einem der Gäste des Königs, Brühe über das Kleid. Beide Bedienten wurden blaß, und kamen ganz außer Fassung. Als sie weg waren, sagte der König zu dem Begossenen: „Es thut mir leid, daß Sie einen „Fleck haben; aber die beiden Leute erschracken „doch auch ganz entsetzlich. Ich sah es, daß sie „beide ohne Schuld waren. — d'Argens.

XXVII.

Ich will noch ein Paar Beyspiele von des Königs edlem Gefühle für Billigkeit hinzufügen, die ich aus andern Nachrichten habe. Sie sind zugleich Beyspiele Seines feinen Gefühls für kindliche und mütterliche Zärtlichkeit.

Eine adeliche Dame hatte verschwenderisch gelebt, und ward Schulden halber verklagt. Sie bat den König unmittelbar: Ihre Processe zu sistiren, und ihr ein Moratorium gegen ihre Gläubiger zu geben. Der König forderte nicht allein Bericht von der Justizbehörde, sondern erkundigte sich auch außerdem nach ihrer Verwaltung ihres Hauswesens, und gab ihr darauf eine abschlägige Antwort, mit dem Beyfügen, daß Er den Lauf der Justiz um so viel weniger hemmen könne, da Er gewiß wisse, daß sie selbst an allem schuld sey. Die Dame vermochte ihren Sohn, einen Rittmeister, und verdienten Mann, deshalb an den König zu schreiben. Der König antwortete ihm: „Er bedaure, ihm dieses abschlagen zu müssen; und „die Achtung, die Er für dessen kindliche Liebe habe, „verhindere Ihn, ihm die Ursachen zu melden, warum Er es abschlage.“ — *

Ein junger Herr vom Stande aus einem benachbarten Kurfürstenthume ging wider Willen seiner Frau Mutter und Familie nach Berlin. Er lebte da ziemlich ausschweifend, machte viele Schulden, und glaubte, in einem fremden Lande werde ihn seine Familie nicht hindern können, nach allen

seinen

seinen Lüsten zu leben. Die betrübte Mutter erwählte den kürzesten Weg, gerade an den König zu schreiben: „Sie habe alles gethan, um ihrem „Sohne eine anständige Erziehung zu geben. Er „habe aber sich ihrer Autorität entzogen, und habe „freiwillig den Aufenthalt in des Königs Staaten „gewählt. Sie habe an sich gar nichts dawider, „daß er daselbst bleibe; nur sey er zu jung und un„erfahren, könne leicht in schlechte Hände kommen, „und sie befürchte, er sey schon in solche gerathen. „Sie wage es den König zu bitten, Er wolle ge„ruhen, diesen Jüngling vom Verderben zu retten, „und für seine künftige Bildung zu sorgen.“ Der König antwortete der Mutter in den gnädigsten Ausdrücken: „Er sehe ihren Auftrag als einen „Beweis des ehrenvollen Vertrauens einer respek„tabeln Mutter gegen Ihn an, und werde für „ihren Sohn sorgen.“ Er ließ den Sohn sogleich von einer Frauensperson trennen, an die er sich gehänget hatte. Er ließ dessen Schuldenwesen untersuchen und in Ordnung bringen, und ließ ihm ernstlich befehlen, nach kurzer Ueberlegung zu wählen: ob er sich dem Militar oder dem Civil widmen wollte. Der junge Herr wählte das letzte. Der König schickte ihn in eine entfernte Provinz

als Referendar bey der Regierung. Er befahl ihn dem Präsidenten besonders an, daß er ihn mit Arbeiten gehörig beschäftigen, dieselbe genau nachsehen, dabey aber ihn auch in Absicht seiner moralischen Aufführung in genauer Aufsicht halten, und darüber dem Könige unmittelbar berichten sollte. Unter dieser Aufsicht ward der Jüngling in drey Jahren sehr zu seinem Vortheile gebildet. Der König ließ ihn sodann in sein Vaterland zurückgehen, und wünschte der Mutter zu der Veränderung ihres Sohnes Glück, welche Ihm auf das rührendste dankte. — *

XXVIII.

Auch ein Paar Beyspiele, wie sehr der König des Mitleidens und sanfter menschlicher Empfindungen gegen diejenigen fähig war, die er persönlich leiden sah, will ich hier erzählen:

Im Karneval zu Anfange des Jahres 1751 erlitt eine verheurathete Sängerinn, welche in der Oper Mitridate die Rolle der Fedima zu spielen hatte, gerade in der Nacht vor einer der letzten Vorstellungen dieser Oper einen unvermutheten und unangenehmen Zufall. Sie war sehr schwach; gleichwohl wollte sie die Vorstellung der Oper nicht

stören,

stören, und spannte ihre äußersten Kräfte an, um ihre Rolle zu spielen. Als sie im dritten Auftritte des ersten Aktes auftrat, ward ihr die Arie, welche sie in diesem Auftritte zu singen hatte, sehr sauer, und sie veränderte einigemal die Farbe und schwankte hin und her. Der König merkte dieß, und ungeachtet Er sonst dieser Sängerinn, persönlich und wegen ihres Singens, nicht sehr gewogen war; so ward er doch deswegen unruhig. Er fragte die Umstehenden: was ihr fehlen möchte; weil es aber Niemand wußte, so sendete Er, da Fedima nach geendigter Arie gleich abgehet, aufs Theater, um sich erkundigen zu lassen; da man denn die Sängerinn in ihrem Zimmer sehr schwach fand. Als der König die Ursache erfuhr, ließ Er ihr gleich wiedersagen: „Er bedaure ihren Zustand „sehr, sie hätte Ihm solches sollen vor der Vor„stellung wissen lassen; und ehe sie sich einer Ge„fahr aussetze, sollte lieber einer der andern Sän„ger, wer es sey, ihre Rolle vom Blatte singen.“ Sie ließ äußerst gerührt dem Könige wieder wissen: „Sie befände sich weiter nicht übel, nur et„was schwach, und sie glaube, Kraft genug zu „haben, den Rest ihrer Rolle zu spielen.“ Der König wiederholte nochmals: „Sie sollte sich gar

„nicht

„nicht über ihre Kräfte anstrengen, sondern lieber „nach Hause fahren. Wenn sie aber ja ihre Rolle „endigen wollte, so sollte sie nur ganz sachte singen, „die Arie aber sollte sie ganz weglassen.“

Im zweyten Akte kommt Fedima nur auf eine kurze Zeit heraus und hat wenige Worte zu singen; aber der König war doch wegen der kranken Sängerinn sehr unruhig, und sagte zu einem von den Umstehenden: „Ich wollte, der Frau wegen, daß „die Oper erst zu Ende wäre.“

Im dritten Akte tritt Fedima mehrmals auf, und hat vielerley zu singen. Dem Könige war es so unangenehm, die Sängerinn in diesem Zustande wieder zu sehen, daß Er im Anfange des dritten Aktes herausging, vorher aber noch dem am Flügel sitzenden Kapellmeister Graun sagte: „die Arie „der Fedima im dritten Akte solle ja wegbleiben.“ Er ließ sich noch den folgenden Tag erkundigen, ob der Zufall für die Sängerinn nicht gefährliche Folgen gehabt habe? — *

Im Jahre 1774 kam der König bey seiner Reise nach Schlesien den 15ten August des Morgens sehr frühe nach Köpenik. Während daß die Pferde gewechselt wurden, sprach Er mit verschiedenen Personen,

sonen, unter andern auch mit dem dortigen Landjäger Bock, welcher sich, wie gewöhnlich, bereit machte, dem Könige vorzureiten. Der König befahl ihm, zu Hause zu bleiben, weil es sehr unfreundlich Wetter und er ein alter Mann wäre und kränklich aussähe. Bock wollte sich aber nicht abhalten lassen, seine Pflicht zu beobachten, und stieg zu Pferde, dem Könige vorzureiten, ungeachtet er wirklich krank war. Ungefähr eine Viertelmeile von Köpenik rührte ihn der Schlag. Der König war ganz außer sich; Er ließ anhalten, holte selbst ungarisches Wasser aus Seinem Wagen; Er ließ gleich Anstalt machen, daß dem Manne zur Ader gelassen ward, und fuhr nicht eher weiter, als bis sich zeigte, daß keine Hoffnung zum Leben da war. Er war über diesen Zufall auf der Reise äußerst niedergeschlagen. — *

Eine etwas ähnliche Geschichte, da der König einem Manne, der in der Oper ohnmächtig ward, auch ungarisches Wasser schickte, findet man in der zehnten Berlinischen Sammlung der Anekdoten und Charakterzüge Friedrichs II. S. 31.

XXIX.

Der König nahm es nicht ungnädig, wenn man viel und oft von Ihm bat. Leute, welche die Dreistigkeit oder auch die Unverschämtheit hatten, Ihn sehr oft und hinter einander um etwas zu bitten, konnten gewiß seyn, daß sie endlich von Ihm etwas erhielten. Man hatte Ihm abgemerkt, wenn jemand nach abschlägiger Antwort eben dieselbe Sache abermals bat; daß Er dann glaubte, derselbe müsse ein gutes Gewissen haben, und sich auf einiges wirkliches Recht gründen. Diese Gutherzigkeit des Königs ward nicht selten gemißbraucht. Z. B. ein Kolonist, der ein Gehöfte auf gewisse Bedingungen übernommen, aber ein sehr schlechter Wirth war, und auf keinerleyweise seinen Kontrakt erfüllte, der sogar wegen Excesse ins Gefängniß war gesetzt worden, mußte endlich, da wiederholte Erinnerungen nichts halfen, aus dem Gute ausgewiesen werden. Er trat den König immediate wohl zwölfmal an, und stellte seine Sache unter ganz unrichtigen Umständen vor; der König ließ jedesmal diese Sache von der Kurmärkischen Kammer auf verschiedene Art untersuchen, und es zeigte sich immer, daß dem Menschen gar nicht Unrecht geschehen war. Der Mensch

trat aber immer den König wieder an und schrie über Unrecht. Der König befahl zuletzt, daß er in das Gut wieder eingesetzt werden sollte; und der, dem es schon übergeben war, mußte schadlos gehalten werden, wobey der König ein paar tausend Thaler Schaden hatte. Der König sagte aber: „der Mensch tritt Mich so oft und so dreist „an; er muß doch wohl nicht ganz unrecht „haben.“

Es ward daher von Leuten, die sich darauf zu verstehen glaubten, für vortheilhaft gehalten, oft an den König zu schreiben, um Ihn um etwas zu bitten, wenn man es auch nicht erhielt. Daher hatte, kurz nach dem siebenjährigen Kriege, ein gewisses Handlungshaus sich zur Maxime gemacht, den König monatlich einigemal um etwas zu bitten, wenn auch gewiß war, es werde nicht erlangt werden. Man wußte, der König werde des Ueberlaufens endlich überdrüßig, und habe auch einen innern Sinn der Gutherzigkeit, daß er demjenigen, dem er sehr oft was abgeschlagen hatte, doch endlich einmal was gewähren wollte. Listige Schleicher gaben Ihm also zuweilen Gelegenheit, abschlägig zu antworten, um nachher, wenn sie im Ernste etwas suchten, desto eher zu ihrem Zwecke zu gelangen.

Die Fürsten sind wirklich zu beklagen, daß ihre besten Absichten oft von verschmitzten Leuten auf solche und andere Art gemißbraucht werden. Wenn sie daher dergleichen listige Schleichwege entdecken, und, zumal in einer langen Regierung, merken, wie vielfältig sie hintergangen worden sind; so ist es nicht zu verwundern, daß sie gewöhnlich von dem menschlichen Geschlechte keine große Meinung bekommen, indem sie es nach den listigen, kriechenden, doppelherzigen Leuten beurtheilen, von welchen sie sich hinter das Licht geführt sehen. Da der König Erfahrungen dieser Art nur allzuoft gemacht hatte, so ward dadurch Seine natürliche Neigung zur Geselligkeit und zur Theilnehmung, besonders in den letzten Jahren Seiner Regierung nicht wenig abgestumpft. Er hatte zuletzt wirklich im Ganzen von dem armen menschlichen Geschlechte keine sonderliche Meinung. Als Er mit dem sel. Sulzer vom Erziehungswesen sprach, und dieser bey der Gelegenheit äußerte: der Mensch habe von Natur weniger Neigung zum Bösen als zum Guten; so schüttelte der König den Kopf, und sagte lächelnd: Je vois bien, mon cher Sulzer, que vous ne connoissés pas comme moi cette race maudite

à laquelle nous appartenons. †) Diese aus der Erfahrung geschöpften misanthropischen Grundsätze hatten besonders starke Wirkung auf Ihn, wenn Er Ursache zu haben glaubte, schon vorher gegen jemand Mistrauen zu hegen; und dazu hatte Er leider freilich zuweilen Ursache. Es ist aber ein sicheres Zeichen von Seiner Billigkeit und Herzensgüte, daß Er ungeachtet dieser Grundsätze noch bey so vielen Gelegenheiten thätig zeigte, wie geneigt Er zum Theilnehmen, zum Mitleiden und zur Toleranz war. — *

XXX.

Der König erinnerte sich nicht selten von selbst solcher Personen, denen Er etwas schuldig zu seyn glaubte, oder von denen Er eine vortheilhafte Meinung hatte, auch ohne daß sie Ihn um etwas baten. Ich habe oben S. 260. ein Beyspiel von dem Oberkastellan Adriani angeführt, und weiß noch manche solche Beyspiele. In solchem Falle gab Er aus gutem Herzen, und freuete sich, jemanden glück-

†) Ich sehe wohl, mein lieber Sulzer, Er kennt nicht so wie Ich, das verwünschte Geschlecht zu dem wir gehören.

lich gemacht zu haben. Wenn aber, wie es freylich selten der Fall war, jemand dasjenige, was ihm der König freywillig anbot, nicht annehmen wollte; so ward der Monarch darüber empfindlich. Er wußte diese Empfindlichkeit zu verbergen, und ließ sie nicht leicht Einfluß haben, wo es auf Gerechtigkeit des Regenten ankam; aber einen persönlichen, wenn auch kleinen Widerwillen pflegte er lange zu behalten, und auch wohl bey zufälligen Gelegenheiten zu zeigen.

Ich habe im ersten Hefte S. 68. erzählt, wie mein sel. Freund **Moses Mendelssohn** durch den Markis d'Argens das Schutzprivilegium erhielt. Der König hatte von dieses Philosophen Einsichten und redlicher Denkungsart durch d'Argens einen vortheilhaften Begriff bekommen, und die widrige Lage, in der er sich befand, scheint Ihn gerührt zu haben. Eine Zeit darauf, ohne die geringste Veranlassung von Moses Seite, ließ ihm der König den Vorschlag thun: eine Seidenmanufaktur von einer gewissen Anzahl Stühle in Potsdam anzulegen, wozu ihm der König 20,000 Reichsthaler schenken wollte. Moses, obgleich gerührt über des Königs Andenken, hatte gegrün-

dete

dete Ursachen, diese Gnade nicht anzunehmen; einige aber waren von der Art, daß er sie dem Könige nicht sagen konnte. Er führte also zur Ursache, wegen welcher er diese Gnade verbitten müsse, nur bloß an: „Daß er von Jugend auf im Bernardschen „Hause gewesen, und sich nicht entschließen könne, „da dasselbe schon eine Seidenmanufaktur in Pots„dam habe, sich mit demselben in Kollision zu „setzen."

Der König sah diese Gesinnung für das an was sie war, für philosophischen Edelmuth und Dankbarkeit. Er rühmte sie als solche verschiedenemal, besonders auch in starken Ausdrücken gegen den Kursächs. Minister Freyherrn von Fritsch. Gleichwohl behielt Er einen persönlichen Widerwillen gegen Moses, darüber, daß er Ihm eine abschlägige Antwort gegeben hatte. Er zeigte dieß ganz leise bey verschiednen kleinen Vorfällen, unter andern als Moses von der Akademie zum Mitgliede Ihm vorgeschlagen ward. Er schlug es nicht ab, sondern beantwortete nur diesen Vorschlag gar nicht: welches bey Ihm sehr bedeutend war, da Er bekanntlich sonst auch die allergeringsten Briefe beantwortete. — *

XXXI.

Der König invitirte im Jahre 1771 den Kursächs. Staatsminister Freyherrn von Fritsch, den Er bey Gelegenheit des Hubertsburger Friedens hatte kennen lernen, zu sich nach Potsdam. Gegen die Zeit als derselbe abreisen wollte, äußerte er gegen den König, daß er über Berlin zurückgehen möchte. Der König fragte ihn, was er da machen wolle? Der Minister antwortete: „Hauptsächlich sey die „Ursache, weil er den berühmten Moses Men„delssohn, den er so sehr hochschätze, gern wolle „persönlich kennen lernen.“ Der König, welcher irgend eine Ursache haben mochte, warum er nicht gern sah, daß der Minister über Berlin ginge, sagte ihm auf eine verbindliche Weise: „Deswe„gen möchte er nicht nach Berlin reisen, sondern „lieber noch einen Tag bey Ihm bleiben, Er wolle „Moses nach Potsdam kommen lassen.“

Moses erhielt also von einem Herrn des Hofes ein Schreiben ungefähr in folgenden Worten:

Da der Kursächs. Staatsminister Freyherr von Fritsch Verlangen trägt, den berühmten Herrn Moses Mendelssohn persönlich kennen zu lernen; so habe ich Demselben, auf Befehl Sr. Königl. Maj., hierdurch sollen zu wissen

wissen thun, daß Er gegen morgen Mittag nach Potsdam kommen möchte.

Der Tag da Moses diesen Brief erhielt, war ein Freytag, und folglich der Tag an welchem er reisen sollte, unglücklicherweise ein Sonnabend: der Tag der Ruhe, an welchem den Juden, zufolge der Gesetze des Talmuds, nicht erlaubt ist, über Land zu reisen, am wenigsten im Wagen. Moses hatte die weise Zurückhaltung, niemals sich eigenmächtig von den Gesetzen loszuzählen, die seine ganze Nation beobachtete. Es ward also vom Oberlandrabbiner eine Versammlung der Gesetzverständigen veranlaßt, welche entschied: Daß im gegenwärtigen Falle der ausdrückliche Befehl des Landesherrn eine Dispensation von diesem Gesetze erlaube. Sie ersuchten aber zugleich den Reisenden, daß er, um des Volks willen, welches die Umstände nicht wissen könne, aus dem Thore zu Berlin zu Fuße gehen, und vor Potsdam aus dem Wagen steigen, und zu Fuße hinein gehen möchte.

Dieß geschah. Moses ward beym Eintritte in Potsdam von der Schildwache mit einem

Wo will der Jude hin?

aufgehalten. Zu gleicher Zeit kam ein ganz junger Officier heraus, um ihn zu examiniren. Moses gab auf Befragen was sein Geschäft in Potsdam sey, zur Antwort: Er komme auf Befehl des Königs dahin, und überreichte dabey den obengedachten Brief. Der Fähnrich las ihn bedächtig durch; und indem er nochmals auf das Wort berühmt sah, fragte Er den Philosophen:

„Worinn ist Er denn so berühmt, daß Er hieher „berufen wird?“

Moses, obgleich sonst sehr ernsthaft, konnte doch bey Vorfällen dieser Art, welche ihm in seinem Leben einigemal begegneten, eine gewisse Laune nicht verläugnen; antwortete daher ganz gelassen:

„Ich spiele aus der Tasche!“

‚So!‘ war der Bescheid, „geh Er nur in „Gottes Namen!“ — *

XXXII.

Der König liebte nicht die Schmeicheley, besonders nicht ins Gesicht. Es ward bey einer solennen Gelegenheit eine Oper aufgeführt, und dazu ein besonderer Prolog gemacht. Der Poet hatte darinn bey einer guten Gelegenheit auch des Kö-

nigs

nigs mit Lobe gedacht. Der König ließ sich aber den Prolog zur Durchsicht geben, ehe er komponirt ward; da strich Er diese Stelle aus und schrieb auf den Rand: Il faut, qu'il ne soit pas question du Roi †).

In dem großen Marmorsaale im obern Geschosse des neuen Schlosses bey Sanssouci malte Vanloo, auf Befehl des Königs, zum Deckenstücke eine Versammlung der Götter. Dieser Maler ließ sich einfallen, ein paar Famen vorzustellen, welche den Namenszug des Königs mit Lorbern umkränzt den versammleten Göttern darbringen. Der König besah dieses Deckenstück nicht eher, als bis der Saal schon beynahe fertig war. Dem Könige gefiel überhaupt das Gemälde wegen der Härte des Kolorits nicht; als er aber seinen Namenszug erblickte, ward Er äußerst entrüstet. Er befahl, daß augenblicklich alles sich dahin beziehende sollte ausgelöscht werden. Es mußte dazu abermals ein besonderes Gerüste aufgebauet werden, das mit allen Umständen ein paar hundert

†) Der König muß nicht erwähnt werden.

Thaler kostete. Vanloo konnte sich nicht anders helfen, als eine grüne Decke über den Namenszug zu malen; denn die ganzen Figuren der Famen konnte er nicht auslöschen. Wer dieses Deckenstück betrachtet, und die Umstände nicht weiß, wird nicht begreifen können, warum die Famen den Göttern etwas verdecktes darbringen. Es ist ein Denkmal der Bescheidenheit Friedrichs des Großen. — *

XXXIII.

Der König konnte es nicht wohl vertragen, wenn er jemand etwas befahl, daß Ihm in die Rede gefallen, oder gar widersprochen wurde. Ließ man Ihn aber ruhig ausreden, so pflegte Er mehrentheils Seine Befehle, besonders, wenn sie eine etwas wichtige Sache betrafen, mit den Worten zu enden: **Versteht Er mich auch recht?** Alsdann war es Zeit, wenn man Ihn entweder nicht recht verstanden hatte, es zu sagen, oder wenn man glaubte, daß Er geirrt habe, seine Zweifel anzubringen und sie mit Gründen zu bestärken. Er hörte alsdann gewöhnlich gelassen zu, und wenn Er die Gründe gut fand, so änderte er auch wohl Seine Meinung.

Im siebenjährigen Kriege hatte der König bey einem Marsche in Sachsen in der Gegend um Freyberg und Nossen einen Ingeniör vorausgeschickt, um die Wege zu untersuchen, durch welche die Kolonnen der Armee marschiren könnten. Dieser Officier machte dem Könige seinen Rapport, und bezeichnete Ihm den Weg jeder Kolonne. Der König ließ darauf die Adjutanten hereinkommen, und diktirte ihnen, wie gewöhnlich, die Disposition des Marsches in die Schreibtafel. Bey diesem Diktiren verwechselte der König zwey gleichlautende Namen von Dörfern, und nannte eines für die erste Kolonne, welches eigentlich die zweyte passiren sollte. Der Ingeniör glaubte, wegen der Wichtigkeit der Sache, dieses Mißverständniß gleich releviren zu müssen, und fiel dem Könige in die Rede, um anzuzeigen, worin der Irthum läge. Der König, ohne ein Wort zu sagen, ergriff den Officier bey der Hand, und führte ihn gerade zur Thür hinaus. Als Er hernach mit dem Diktiren der ganzen Disposition fertig war, ließ Er ihn wieder hereinrufen, hörte ganz ruhig an was er zu sagen hatte, und da Er den Irrthum gleich einsah, so ließ Er diesen Punkt in der Disposition ändern. — *

Der König sprach einmal mit einem Gärtner von einer neuen Anlage unweit dem neuen Schlosse bey Sanssouci, und was darzu erfordert werde, sehr umständlich. Der Gärtner unterbrach den König, um einen von dessen Gedanken zu bekräftigen, und noch etwas hinzuzuthun; der König sah ihn ernsthaft an, und sagte: **Erst Ich, dann Ihr!** — *

XXXIV.

Wenn in des Königs Garten bey Sanssouci etwas selbst anwuchs, sah er es nicht gerne, daß man es wegnahm, wenn es auch nicht sonderlich aussah. In den bleyernen vergoldeten Bildsäulen im Garten von Sanssouci, war, wie es gemeiniglich zu gehen pflegt, das Bley hin und wieder, besonders an Stellen, wo das Regenwasser stehen blieb, sehr bald verwittert. In der Lende einer Statue war hierdurch ein großes Loch entstanden, worin sich etwas Erde gesetzt, und darin das Samenkorn eines Strauchs gekeimet hatte; Er befahl ausdrücklich, daß dieser Strauch bleiben sollte.

In einem Bassin †) im Garten von Sanssouci, hatte in der wenigen Erde zwischen ein paar Quadersteinen das Samenkorn eines Baums Wurzel geschlagen, und war nach und nach ziemlich hoch geschossen. Er befahl ausdrücklich, diesen Baum zu pflegen, und als derselbe einmal von dem Winde umgebeugt ward, befahl Er, ihn mit einer Stange zu stützen. — *

Einst traf Er von ungefähr bey seinen Spaziergängen im Garten einen Gärtner, welcher von einigen marmornen Statuen das Mooß, das sich daran gesetzt hatte, abreiben wollte. Der König fragte ihn verdrüßlich, was er da mache? Der Gärtner sagte: er wolle es abreiben, weil

sonst

†) Die Bassins zu den Springbrunnen in Sanssouci sind nur etwa zwey Fuß tief angedeutet, und mit Quadersteinen belegt. Es ist aber kein Wasser darin, weil, ungeachtet der sehr großen Kosten welche der König aufwendete, die zu den Springbrunnen erforderliche Wasserleitungen nicht konnten zu Stande gebracht werden. Ausführliche Nachricht von der Beschaffenheit dieser sehr kostbaren und doch vergeblichen Bemühungen findet man in des Hrn. O. B. R. **Mangers Baugeschichte von Potsdam** 1. Theil. S. 91 — 106.

sonst die Statuen gar zu alt und unförmlich aus- sähen. Laßt es doch seyn, sagte der König; wollt Ihr denn nicht auch alt werden? — *

XXXV.

Gottsched sagte in seinen bekannten Unterredungen mit dem Könige in Leipzig im Novemb. 1757, wobey er sehr viel und schnell redete, allerdings viel untreffendes, pedantisches und ungereimtes; daher er auch dem Könige gar nicht gefiel, der sich vor diesen Unterredungen einen vortheilhaftern Begriff von ihm gemacht hatte. Aber hin und wieder sagte er doch etwas gutes.

Es war unter andern von den Eigenschaften der deutschen Sprache die Rede. Der König gab sie für rauh, ungelenk u. s. w. aus; und Gottsched vertheidigte natürlich die Sprache, deren Sprachlehre er geschrieben hatte, und das mit vielem Geschrey. Der König nahm dem ungeachtet der deutschen Sprache immer mehr weg und sagte endlich: es wären in ihr eine Menge widriger Klänge, welche sie ungeschickt zur Beredsamkeit und Poesie machten. Z. B. sagte der König: „da nennen sie einen Rival, Nebenbuhler,

„welcher

„welcher fatale Ton, Buhler," dieß wiederholte Er einigemal, und drückte den Ton aufs uh.

Gottsched. „Ew. Majestät, es klingt doch „eben so wie boule!"

Der König, den diese Antwort traf, hielt sich dabey nicht auf, sondern fuhr fort: „Und die „deutschen Konsonanten! Mir thun immer die Oh„ren weh, wenn ich deutsche Namen nennen höre, „da ist lauter Kah und Peh (Er drückte wieder auf „K und P.) Knap — Knip — Klop — Klotz — „Krok! — Sein eigener Namen, wie hart! — „Gottsched! — †) fünf Konsonanten t-t-s-c-h! „— ttsch! — ttsch! — was für ein Ton! Die „deutsche Sprache ist einmal rauh; und was „sanft und schön ist, kann sie gar nicht so ange„nehm ausdrücken als andere Sprachen!"

G. „Ich bitte Ew. Majestät um Verzeihung. „Die schönste und sanfteste Leidenschaft der Menschen,

†) Gottscheds armer Namen, weil der Mann zu seiner Zeit so lächerlich ward, mußte damals auf mancherley Weise herhalten. Rabener sagte einmal an einem frölichen Abende, wo Gottsched oft und mit Lachen genennet ward: „Man müsse „den Namen Gottes nicht mißbrauchen, sondern „den Mann kurzweg Sched nennen."

„schen, nennen wir Deutschen — Liebe, — die „Franzosen aber — Amuhr!“

Man kann denken, daß auch er den Ton auf das muhr drückte. Und wer noch den rauhen und schreyenden Ton von Gottscheds Stimme gehört hat, und sich dessen erinnert, kann sich vorstellen, wie fürchterlich das uh und r in seinem Munde geklungen habe. — *

XXXVI.

Als Gottsched mit dem Könige gesprochen hatte, suchte er, in den wenigen Tagen die der König nach der Schlacht bey Roßbach in Leipzig blieb, auch die Bekanntschaft von den Personen, die um den König waren. Einige waren auch neugierig, den Mann kennen zu lernen, und belustigten sich an seiner mit vieler Einbildung verknüpften Pedanterey. Darunter gehörte auch der Engländische Gesandte Mitchel. Dieser trefliche Kopf, und sonst so gutmüthige Mann besaß doch bekanntlich viel Laune, und brachte Gottscheden auf manche Materien, nur um ihn schwatzen zu hören. Einstmals gerieth Gottsched auf die Materie von Schauspielen, und besonders wurden Shakespear und die übrigen engländischen dramatischen Schriftsteller von ihm angeklagt, daß sie die drey Einheiten und

andere

andere Gebote des Aristoteles überträten. Der Engländer blieb dabey, daß Aristoteles nichts habe befehlen können, wornach man sich in allen Jahrhunderten, und in allen Ländern richten müßte; Gottsched kam aber immer, wenn er nicht weiter konnte, auf den Aristoteles zurück, mit dessen Autorität er alles niederschlagen wollte.

Unter andern behauptete Gottsched: Ein Schauspiel müsse nothwendig in fünf Akte abgetheilt seyn, wovon man schlechterdings nicht abgehen dürfe. Mitchel hingegen war der Meinung: Es sey gar keine Ursache da, warum man ein Schauspiel nicht auch in sieben oder zehn Abtheilungen eintheilen könne. Der Dichter habe darin völlige Freiheit, und dürfe sich nur nach den Umständen richten.

G. Aber Ew. Excellenz! bedenken Sie doch! Aristoteles giebt die Regel —

M. Aber lieber Herr Professor! nehmen Sie einmal an, Aristoteles wäre ein berühmter Schneider gewesen, und hätte die Regel hinterlassen: Man sollte zu Rock, Weste und Hosen mehr nicht als fünf Ellen Tuch nehmen. Nun sind Sie aber

ein großer und starker Mann. Wenn Sie nun aus fünf Ellen sich nur Rock und Weste könnten machen lassen, wollten Sie dem Aristoteles zu Gefallen Zeitlebens ohne Beinkleider gehen? — *

XXXVII.

Der König hatte bekanntlich einen gewissen Widerwillen wider den König von Polen August III., und spielte nicht selten in der Konversation auf die schlechte Staatswirthschaft an, die damals in Sachsen herrschte. Ums Jahr 1754 kam der König auf den Gedanken, bey Sanssouci eine Bildergallerie zu sammlen. Er gab deswegen verschiedenen Personen Aufträge, Bilder von berühmten Meistern zusammen zu suchen. Diese verlangte Er, wie billig, erst zu sehen, und wenn sie Ihm gefielen, fragte er nach dem Preise. Besonders erhielt der bekannte Kaufmann Johann Ernst Gottskowski Aufträge dieser Art. Der König wollte insonderheit gern ein paar Gemälde von Raphael haben. Es ward deshalb nach verschiedenen Städten Italiens geschrieben. Gottkowski hatte ein solches Gemälde in Rom entdeckt, das zu verkaufen war. Der König befahl ihm, es so ein-

einzurichten, daß das Gemälde auf des Königs Kosten nach Potsdam zum Ansehen gesendet würde, und sich dabey zugleich vorläufig nach dem Preise zu erkundigen. Gottskowski berichtete dem Könige im Februar 1756: „Sein Korrespondent in „Rom melde ihm, daß der Besitzer das Gemälde „nicht außer Rom zum Ansehen schicken wolle, „sondern es solle in Rom darauf gehandelt werden; dabey gebe man vor, der König von Polen „habe auf dieß Gemälde schon 30,000 Dukaten „geboten, wofür man es nicht lassen wolle.“ Darauf bekam Gottskowski folgendes eigenhändige deutsche Antwortschreiben, das ich mit diplomatischer Genauigkeit hier abdrucken lasse:

„Ich habe einen Rafael in Handel, der nicht „so theuer ist, den erwarte ich erstlich Antwort. dem Könige in Pohlen stehet frey, „vor ein Tableau $\frac{30}{\text{m.}}$ Ducaten zu bezahlen, „und in Sachsen vor $\frac{100}{\text{m.}}$ Rthlr. Kopfsteuer „auszuschreiben, aber das ist meine Methode „nicht. Was ich bezahlen kann, nach einen „resonnablen Preis, das kaufe ich, aber was „zu theuer ist, laß ich dem Könige in Pohlen „über, denn Geld kann ich nicht machen,

„und Imposten aufzulegen ist meine Sache nicht.“ — * Fch. †)

XXXVIII.

Nach dem siebenjährigen Kriege, zu der Zeit da Gottskowski, nach der ersten Behandlung mit seinen Kreditoren, bald wieder ziemlich in Verfall kam, wollte er dem Könige gern ein wirklich gutes Gemälde, aber um einen ansehnlichen Preis verkaufen. Er bat den Markis d'Argens, dem Könige solches vorzuschlagen und zu empfehlen. Er erbot sich zugleich, wenn der Kauf zu Stande käme, dem Markis die Sammlung von der Dresdner Gallerie zu schenken, weil er wußte, daß derselbe seine schon sehr beträchtliche Sammlung von Kupferstichen gern damit vermehren wollte. Der Markis wollte ungern sich mit dieser Sache befassen; doch that er es endlich, um Gottskowski, gegen den er sehr freundschaftlich gesinnt war, zu helfen. Als er denselben Abend zum Könige ging, stellte er Demselben die Lage des Mannes vor, rühmte

†) Der König pflegte bekanntlich, wegen der sehr vielen Unterschriften, nur mit einem Fh in einem Zuge, der ein ch vorstellte, zu unterschreiben.

rühmte das Gemälde nach seinem Werthe, sagte aber dem Könige auch geradezu, welchen Vortheil er haben würde, wenn es der König kaufte. Der König sagte lachend zu den übrigen Anwesenden: „Ich muß schon das Bild theuer kaufen, damit „der Markis die Dresdner Gallerie in seine Ku„pferstichsammlung bekommt.“ Er kaufte es nachher auch wirklich. — *

XXXIX.

Im neuen Schlosse bey Sanssouci, im untern Geschosse im Koncertzimmer, †) siehet man fünf große Gemälde von Solimena, welche in die vergoldete Boiserie eingesetzt sind. Es sind folgende Vorstellungen: Diana und Endymion, Acis und Galathea, Venus und Adonis, Zephyr und Flora, Bakchus und Ariadne.

Die Geschichte dieser Gemälde ist sonderbar. Der Römische Kaiser Franz hatte sie im Jahre 1759 oder 1760 gekauft, und hatte sie in seinen Zimmern in einem Lustschlosse, (wenn ich nicht irre, in

†) Nach dem Grundrisse bey der Beschreibung von Berlin und Potsdam ists No. 17. S. den III. Band S. 1139.

in Laxenburg) aufstellen lassen. Der Kaiserinn Maria Theresia, welche bekanntlich sehr devot, und besonders in ihren Begriffen von der Keuschheit, und von dem was unreine Gedanken erregen könnte, höchst strenge war, schienen die nackenden Figuren auf diesen Bildern sehr anstößig; und so wohl Sie als der Beichtvater des Kaisers, der bekannte Jesuit P. **Parhammer**, wendeten alles an, um Ihn zu bewegen, diese Bilder aus Seinen Zimmern wegzuschaffen: aber Er wollte sich nicht dazu bereden lassen. Endlich, sagt man, nahm die Kaiserinn den Vorwand von einer Feyer des Namenstages des Kaisers, seine sämmtlichen Zimmer in seiner Abwesenheit anders und prächtiger möbliren zu lassen; und auf diese Art wurden die Gemälde auf eine ungezwungene Weise weggeschaft. Die Kaiserinn schenkte sie an einen Ihrer Kammerdiener, mit der ausdrücklichen Bedingung, sie gleich aus dem Lande zu schaffen, der sie denn durch einen Unterhändler an Gottskowski in Berlin verkaufte. Dieser ließ sie bald nach dem siebenjährigen Kriege, bey einer Gelegenheit dem Könige an einem dritten Orte vorzeigen; dem sie aber nicht gefielen, weil sie von der ersten Manier des Solimena sind, und nicht ein Kolorit haben, wie

es

es der König eigentlich liebte. Gottskowski, welcher die Bilder gern verkaufen wollte, addressirte sich ein paar Jahre nachher an den Markis d'Argens, um sie dem Könige zu empfehlen. Der Markis wollte sich lange damit nicht befassen. Endlich gab es eine gute Gelegenheit.

Der König führte einmal den Markis im Jahre 1768 durch die Zimmer des neuen Schlosses, deren Möblirung zum Theil noch nicht ganz fertig war. Er zeigte ihm in jedem Zimmer wie Er es angeordnet hatte, und bey denen die noch nicht fertig waren, erzählte Er ihm, wie sie sollten eingerichtet werden, und wie jedes aussehen würde. Nur bey dem Koncertzimmer war Er noch unentschlossen. Es sollte wie gewöhnlich boisiret †), und einige Gemälde in die Täfelung eingesetzt werden. Nun sagte der König: Es wäre Ihm verdrießlich, daß sich unter seinem Vorrathe von Gemäl-

†) Der König ließ alle seine Koncertzimmer ganz austäfeln, weil in solchen mit Holz getäfelten Zimmern die Musik am besten klingt. Merkwürdig ist es, daß Er zugleich in alle Koncertzimmer Seiner Schlösser auch Gemälde hängen ließ. Er wollte zwey Sinne zugleich vergnügen.

Gemälden gerade keins von der Größe fänden, wie sie sich dahin schickte; Er wäre zwar erst willens gewesen, sich ausdrücklich Gemälde dazu malen zu lassen; aber es würde Ihm unangenehm seyn, so lange auf deren Endigung zu warten, da Er gern das ganze Schloß fertig haben und brauchen wollte. Hier sagte d'Argens: „Sire, ich „glaube, ich habe gefunden, was Sie suchen. „Gottskowski hat fünf Gemälde von Solimena, „welche gerade die Größe haben werden, daß sie „sich in dieses Zimmer schicken.“

Der König ließ sich darauf diese Bilder zum Ansehen bringen. Bey Erblickung derselben sagte Er gleich: Er habe diese Bilder schon irgend einmal gesehen. Der Markis widerstritt dieses als unmöglich, weil sie Gottskowski aus Oestreich bekommen hätte. Denn Gottskowski hatte zwar dem Markis die Geschichte dieser Bilder in Oestreich erzählt, aber ihm nicht gesagt, daß er diese Gemälde dem Könige schon einmal am dritten Orte, als wie von ungefähr, hatte zu Gesicht kommen lassen; sonst würde er sich noch weniger damit befasset haben. Der Markis erzählte nun dem Kö-

nige

nige die Geschichte von der Kaiserinn auf eine launigte Art, die den König belustigte. Der König ließ sich überreden, Er müsse sich darinn irren, daß Er glaube, diese Stücke gesehen zu haben, und kaufte sie endlich, ungeachtet sie Ihm sonst nicht sehr gefielen; hauptsächlich weil sie von der Größe waren, die Er gerade brauchte, vielleicht auch mit darum, weil sie dem Kaiser Franz gehört hatten. — *

Zweifel und Berichtigungen
über
schon gedruckte Anekdoten
von
König Friedrich II.

IX.

Kompilationen können ihren Nutzen haben, wenn sie mit Sorgfalt und Genauigkeit gemacht sind. Es ist ganz gut, wenn ein mittelmäßiger, aber fleißiger und genauer Mann Thatsachen und Belege dazu sammlet, die man wenigstens zum Nachschlagen brauchen kann. Wir haben zwey ältere Kompilationen über das Leben Friedrichs II., nämlich die Helden = Staats = und Lebensgeschichte Friedrichs II., welche in IX. Theilen 1758 bis 1770 unter der Rubrik Frankfurt und Leipzig in

Jena herausgekommen ist, und die in Gotha 1757 bis 1769 erschienenen Denkwürdigkeiten Friedrichs des Großen in XIV. Bänden. Beide sind höchst langweilig geschrieben, aber leidlich richtig in Absicht auf Thatsachen; und es sind mancherley Originaldokumente darin aufbehalten, die man einzeln schwer zusammenfinden würde. Sie gehen übrigens nicht bis in die neuesten Zeiten. Daher ist ihnen eine neuere Kompilation des verstorbenen Auditör Seiffart in Halle, welche ohne seinen Namen in Leipzig in III. Bänden unter dem Titel: Lebens- und Regierungsgeschichte Friedrichs II. herauskam, sehr vorzuziehen. Die Erzählung ist nicht so gar sehr diffus, wie in jenen. Die Beylagen von Urkunden sind zahlreich und brauchbar; besonders aber ist die Sorgfalt dieses Verfassers, von allen vorkommenden Personen in den Noten die Lebensumstände kurz und sehr genau aus den sichersten Nachrichten anzuführen, sehr zu rühmen. Es fehlt diesem Werke nur noch an einem vollständigen Register, um die vielen darin enthaltenen schätzbaren und zuverlässigen genealogischen und biographischen Nachrichten finden zu können, wenn man sie nachzuschlagen braucht.

Wenn aber ein Kompilator sich die Mine geben will, als wäre er mehr als dieses, und noch dazu bey den Thatsachen, die er zusammenrafft, weder genau und richtig, noch sorgfaltig zu Werke gehet; so verdient er keine Achtung; sondern man muß vor ihm warnen. Beides ist der Fall bey der in Strasburg in IV. Bänden in 8. herausgekommenen, und so oft weit über ihren Werth gepriesenen Vie de Frédéric II, von deren Mängeln ich schon einigemal etwas angeführt habe.

Freilich für französische Leser, und für alle diejenigen, welche die deutsche Sprache nicht verstehen, kann dieß Buch einigen Nutzen haben; denn diese können die in Deutschland herausgekommenen Kompilationen nicht lesen: und alles was Deutschland betrift ist außer Deutschland so wenig bekannt, daß selbst dieser Verfasser für die, welche bloß französisch lesen, noch manches Neue haben mag. Aber für einen deutschen Leser ist dieß Buch ganz unnütz; und außer Deutschland werden dadurch die falschen Nachrichten, wovon es wimmelt, fortgepflanzt. Dem Verfasser fehlt ganz der ruhige und durchdringende Geist der Beobachtung und der Uebersicht; er schreibt seine Nachrichten aus den bekanntesten deutschen und französischen

sischen Büchern ab, und verstehet die deutschen Bücher sehr oft nicht einmal recht. †) So gering sein Talent zum Biographen ist, so gering ist auch der Fleiß und die Genauigkeit, die er bey diesem Werke angewendet hat. Er will uns zwar in der Vorrede weißmachen, er habe bey seinem Werke drey bis vierhundert Schriften gebraucht. Dieß ist aber eine ungereimte Pralerey. Bey genauer Durchsicht dieses Werks sieht man genugsam, daß in den gewöhnlichen Erzählungen die obigen drey deutschen Kompilationen und andere ganz bekannte Bücher seine Hauptquelle sind. Außerdem schreibt er, wie ich schon im zweyten Heft S. 82. angezeigt habe, zwey Bücher von sehr unterschiedener Beschaffenheit beständig wörtlich ab, nämlich: das berühmte und vortrefliche Buch von Schle-

†) Ein Beweis, wie wenig dieser Verfasser deutsch versteht, ist folgendes: Als er in Berlin war, unternahm er, den ersten Jahrgang des Berliner militarischen Kalenders zu übersetzen. Da übersetzte er z. B. das zweyte Treffen einer Armee, durch *la seconde action*. In seinen Uebersetzungen des berlinischen genealogischen Kalenders waren sehr viele dergleichen seltsame Uebersetzungsfehler, die, so wie der obige Fehler, vor dem Drucke durch einen Deutschen erst ausgemerzt werden mußten.

Schlesien †), und die schon mehrmals angeführte lügenhafte Vie privée de Frédéric II, die wahrscheinlich von Voltaire ist. So wenig sorgfältig ist er in der Wahl seiner Quellen, daß er diesen beiden so sehr verschiedenen Büchern gleiche Glaubwürdigkeit zutrauet, und sie, wie schon gesagt, ohne Untersuchung, wörtlich abschreibt. Eben so wörtlich schreibt er die Anekdoten ab, die er sich aus den Lettres de Bielefeld zueignet. Aus den Campagnes du Roi de Prusse de 1744 et 1745, avec des reflexions sur les causes des événemens, (vom sel. General von Stille) schreibt er auch ganze Stellen aus, u. s. w. Dabey braucht er, ohne alle Wahl, die bekanntesten deutschen Anek-

†) Es ist bekannt, daß in der Vorrede dieses berühmten Buchs die Wendung genommen wird, als sey es aus dem engländischen frey übersetzt worden. Der Verfasser der Vie de Frédéric II., der nicht weiß, daß dieses eine bloße Wendung ist, und der sich gern ein Ansehen geben will, als kenne er viel Bücher, citirt lächerlicherweise unter den Büchern, die er gebraucht haben will, neben dem Buche von Schlesien, auch: *Account from Silesia with remarks on the austrian and prussian governments;* ein Buch, das niemals existirt hat!

Anekdotensammlungen, nebst etwa ein paar andern ganz bekannten Büchern. Wäre er bescheiden genug, sich für nichts als für einen gewöhnlichen Kompilator auszugeben; so möchte es noch hingehen. Aber er giebt sich das Ansehen, als lieferte er etwas vorzügliches, und seine bescheidenste Aeußerung ist: „er schmeichele sich, einem „Manne von Genie, welcher Friedrichs II. Ge„schichte schreiben wollte, zahlreiche Materialien „vorgearbeitet zu haben.“ Wehe dem, der sich der Materialien dieses Verfassers bedienen wollte! In den geringsten, wie in den wichtigsten Erzählungen geht er mit unbeschreiblicher Nachläßigkeit zu Werke. Nirgends wird man finden, daß er etwas sorgfältiger verglichen, oder irgend etwas genauer untersucht hätte, als die Bücher die er abschreibt; aber sehr oft findet man Beyspiele, daß er die Begebenheiten nach seiner Einbildung drehet, daß er sie mit ganz falschen Zusätzen, und mit seinen eigenen ungesalzenen Anmerkungen verstellt. †) In seinem vierten Bande sinkt er gar so tief,

†) Ich habe ein Beyspiel davon angeführt in dem IIten Hefte S. 187. Weiter unten in diesem Hefte wird man noch eines finden.

tief, daß er von seinen eigenen unbedeutenden Schriften und von seinen noch unbedeutendern gelehrten Streitigkeiten in Berlin, die niemand interessiren können, eine weitläuftige Erzählung einmischt.

Von diesem Werke erschien im Jahre 1788 eine neue Ausgabe in vier Bänden in groß 8vo, wovon gerühmt wird, daß sie sehr verbessert sey. Ich habe auch irgendwo gelesen, daß der Verfasser zwey Supplementbände verspricht. Es würde der Mühe nicht lohnen, dieß ganze weitläuftige Werk durchzugehen, und die unsäglich vielen Fehler anzuzeigen und zu berichtigen; aber so viel habe ich schon beym züfälligen Nachschlagen bemerkt, daß die gerühmten Verbesserungen der neuen Ausgabe höchst unbedeutend sind. Der Verfasser hat nichts als einige ganz grobe Fehler verändert, die den Recensenten gleich in die Augen gefallen und von ihnen angezeigt waren; sonst aber sind fast alle falsche Nachrichten, Uebertreibungen und schiefe Darstellungen noch da. Ich habe schon in den vorigen Heften an einleuchtenden Beyspielen gezeigt, wie wenig zuverlässig dieser Lebensbeschreiber ist, und wie er zuweilen Unrichtigkeit mit abgeschmackter Witzeley und bösem Willen verbindet.

det,

det. Ich will hier noch einige Unrichtigkeiten in Erzählungen, und einige ganz falsche und plump erdichtete Anekdoten, die mir beym Durchblättern der sogenannten verbesserten Ausgabe in die Augen gefallen sind, anzeigen; und dagegen die wahre Beschaffenheit der Sachen, so weit sie mir bekannt ist, erzählen.

Im Tome I. S. 13. hat der Verfasser von des Königs (als Kronprinzen) Aufenthalte in Küstrin im Jahre 1730 eine vom Anfange bis zu Ende unrichtige Nachricht gegeben. Ich werde im folgenden Artikel zeigen, wie hämisch sie zugleich ist. Hier will ich nur anführen, daß dieser Verfasser sehr falsch behauptet: „Der Kronprinz habe zwar „den Sessionen der Neumärkischen Kammer bey„gewohnt, aber Er habe da nichts gethan als „französische Brochüren gelesen, und den Präsi„denten und die Räthe als Karikaturen abgezeich„net.“ Woher kann der Verf. solche Behauptung haben, als aus seiner Einbildung, oder aus irgend einer armseligen französischen Anekdotensammlung? Es ist bekannt, daß der Kronprinz ernsthaft in den Geschäften gearbeitet hat, und vor etwa zwanzig Jahren lebten noch Augenzeugen davon, daß er bey den Sessionen sehr aufmerksam gewe-

sen, und oft im Votiren über die vorkommenden Sachen Seine Meinung auf eine Art sagte, die Seine genaue Applikation zeigte. Ein fader Schwätzer mag sich vorstellen, daß ein junger trefflicher Kopf, zumal nach einer so harten Erschütterung, viele Monate bloß habe mit Possen zubringen können! Wer die Lage der Sachen reiflicher überlegt, wird eher muthmaßen, daß dieser Vorfall, so unangenehm er an sich war, den gelegentlichen Vortheil hatte, daß der junge Herr in vielen Dingen ernsthafter zu denken anfing, daß diese heftige Erschütterung auf Seinen Charakter eine sehr wohlthätige Wirkung that, †) und daß Seine Beschäftigungen bey der Neumärkschen Kammer Ihm die ersten kameralistischen und ökonomischen Kenntnisse beybrachten, wovon Er nachher während Seiner Regierung so mancherley nutzte.

T. I. S. 21. hat der Verfasser noch seine niederträchtige Verunglimpfung stehen lassen, als hätte

†) Der Graf Guibert sagt viel billiger und treffender über diese Begebenheit; (Eloge de Fr. II. S. 7.) „Les orages sont utiles au developpement moral de „l'homme. L'ame s'éleve et se mûrit au milieu d'eux, „et elle en reçoit la force de resister aux evénémens „de la vie."

hätte der König in Seiner Jugend bloß deswegen an Voltaire, 's Gravesande und Wolf geschrieben, um von ihnen gelobt zu werden; da es doch, wie die längst bekannte Korrespondenz mit diesen Gelehrten deutlich zeigt, gewiß geschah, um ihnen Seine Hochachtung zu bezeugen und von ihnen belehrt zu werden.

T. I. S. 30. läßt er noch stehen: Beym Absterben Friedrich Wilhelm I. sey die Armee 80,000 Mann stark gewesen sey; da doch schon aus den damals gedruckten Stammlisten bekannt ist, daß es nur etwas über 70,000 Mann waren. Die Einkünfte des preußischen Staats setzt er aus eigner Freygebigkeit — (denn in den 300 Büchern, die er gebraucht haben will, kann er doch dieß nicht gefunden haben) auf 12 Millionen Thaler, und den von Friedrich Wilhelm I. hinterlassenen Schatz auf 20 Millionen Thaler. Der König, der es gewiß besser wußte, setzt in der Hist. de mon Tems S. 25. 26. die Einkünfte nur zu 7,400,000 Rthlr. und den Schatz nur zu 8,700,000 Rthlr. an.

T. I. S. 34. läßt er in diesem in Strasburg gedruckten Buche noch stehen, daß, als der König auf Seiner Incognito-Reise in Strasburg erkannt wurde, die Straßen daselbst wären illuminirt

worden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß dieß geschehen ist. Er hat dieß, so wie alles was er von dieser Reise erzählt, aus den Lettres de Bielefeld †) abgeschrieben, worinn bekanntlich die Begebenheiten oft ein wenig poetisch eingekleidet sind. Er schreibt auch dem Hrn. v. Bielefeld nach, der König habe damals **nach Paris** gehen wollen. Dieß war nur eine bloße Sage. In der Beschreibung halb in Prosa halb in Versen, die der König davon machte, steht nichts davon. Der König hat mehrmals mündlich gesagt, daß dieß gar nicht Seine Absicht war. Jetzt wird dieß noch durch die gedruckte Korrespondenz mit Voltaire bestätigt. Voltaire hätte den König damals gern nach Paris gezogen, besonders um seiner Markise v. Chatelet die Ehre zu gewähren, daß der König in ihrem Hause in Paris gewohnt hätte. Aber der König, der Seinen eignen Ideen zu folgen pflegte, nicht aber denen, die man Ihm unterschieben wollte, schrieb Voltairen ausdrücklich, Er werde in diesem Jahre **nicht nach Paris** gehen. ††) Diese Reise des

†) T. I. S. 149.

††) S. Oeuvres de Voltaire, Ed. de Gotha T. LII. S. 34. 36.

des Königs hatte keine andere Absicht, als sich wegen des Fiebers, das Ihn quälte, eine Bewegung zu machen, und die Länder am Rhein zu sehen.

T. I. S. 41. ist denn wenigstens aus Mr. Ludwig de Hall, Chancelier du Roi de Prusse, wie es in der ersten Ausgabe höchst lächerlich hieß, Ludwig Chancelier de l'Université de Halle geworden; denn diesen, aus Unkunde der deutschen Sprache herrührenden Fehler hatten alle Recensionen gerügt. Aber der Verfasser läßt noch immer diesen Chancelier das **Manifest** bey der Einrükkung der Truppen in Schlesien machen, und berichtet, halb Schlesien wäre erobert gewesen, ehe die **Materialien** zum **Manifest** zusammengebracht gewesen wären. Es war der Staatsminister Graf **Podewils** Verfasser des **Manifestes**, das zugleich bey der Einrückung der Truppen †) bekannt gemacht wurde; **Ludwig** aber machte eine **ausführliche Deduktion**, die auch noch früh genug erschien, um gleichfalls gleich nach Einrückung der Truppen ausgetheilt zu werden.

T. I. S. 50. schreibt er, wie gewöhnlich, das **Buch von Schlesien** wörtlich aus, und behauptet,

†) Hist. de mon Tems T. I p. 136.

die preußische Armee wäre 1741., nachdem das Belagerungskorps von Glogau dazu gestoßen, (also vor der Schlacht von Molwitz) 60,000 Mann stark gewesen. Bey einigem Nachrechnen wird man finden, daß dieß gar nicht seyn könne. Nach einem beyläufigen Ueberschlag war die preußische Armee in der Schlacht bey Molwitz höchstens etwas über 21,000 Mann, und die östreichische vielleicht kaum 22,000 Mann stark. Nach dieser Schlacht, da der König alles (außer den Garnisonen) an sich gezogen hatte, bestand die preußische Armee aus 43 Bataillonen und 69 Schwadronen †), die höchstens 35,000 Mann ausmachen konnten. Zum fernern Beweise, daß bey diesem Verfasser nicht die geringste eigene Ueberlegung anzutreffen ist, schreibt er dem gedachten Buche von Schlesien abermals wörtlich nach, die östreichische Armee wäre damals schon mit einer Anzahl von Ungarn, Sklavoniern, Kroaten, Panduren und Warasdinern vermehrt worden. Dieß ist aber ganz unrichtig. Bey der in Wien bekannt gemachten Schlachtordnung der östreichischen Armee ††), in der alle Regimenter benennet

†) S. Hist. de mon Tems T. I. S. 167.

††) S. Leben Friedrichs II. 1r Bd. Frft. 1758. S. 874.

nennet sind, desgleichen in einem östreichischen Berichte eines ungarischen Officiers, †) findet man gar keine ungarische leichte Infanterie angeführt. Der erste ungarische Reichstag unter Maria Theresia fing ja erst im May 1741 nach der Schlacht bey Molwitz an, und erst im September ward das Aufgebot der ungarischen Truppen beschlossen. Nur sehr wenige können im Feldzuge 1741. da gewesen seyn. Im Feldzuge 1742 waren die ungarischen Insurgenten im Glazischen und in Mähren. In den Feldzügen 1744 und 1745 machten sie sich in Schlesien fürchterlich, aber im April 1741 kannte man sie daselbst noch nicht. Hätten die Oestreicher damals eine solche Menge von leichten Truppen gehabt, so würden die Preußen nicht bis ganz nahe vor Molwitz haben rücken können, ohne bemerkt zu werden.

T. I. S. 135. steht noch ein ganz dummes Mährchen von einem Hauptmann von Zietern, den der König hätte köpfen lassen, bloß, weil er wider den Befehl Licht in seinem Zelte hatte, und daß dieser Zietern dieß selbst in einem Briefe

†) S. Samml. v. Nachr. zur Geschichte der preuß. Feldzüge I. Th. Dresden 1782. S. 34.

an seine Gemahlinn hätte schreiben müssen. So falsch als ungereimt! Eine so raffinirte Grausamkeit lag ohnedieß nicht im Charakter des Königs.

T. II. S. 43. verwundert sich dieser Verfasser auch noch in seiner verbessert seyn sollenden Ausgabe, daß der General Haddick bey der Streiferey nach Berlin im Jahre 1757, dieser Stadt so gemäßigt begegnet habe. „Er schiene um so viel „mehr zum Gegentheile berechtigt gewesen zu „seyn, da verschiedene Bürger sich unter die „Garnison gemengt hätten, und weil ein ungarischer Oberster Namens Bobokzai durch einen „Schlächter sey blessirt worden.“ Fast so viel Worte, so viel Unrichtigkeiten! Die Bürger von Berlin mischten sich nicht unter die Garnison; dieses würden auch wohl die preußischen Soldaten nicht gelitten haben. Es war an diesem Tage überhaupt kein einziger bewaffneter Bürger auf den Straßen von Berlin, geschweige auf dem Platze, wo die kleine Aktion war. Der Blessirte war nicht Oberster, sondern Generalmajor, hieß nicht Bobokzai, sondern Baboczai oder Babeczeni; er ward nicht von einem Schlächter verwundet, denn es war kein Schlächter da, sondern bey der ersten Gewehrabfeurung des zweyten Garnisonbataillons

von

von Langen, ehe die östreichsche Kavallerie attakirte. Dieser General starb Abends im Thorschreiberhause am schlesischen Thore. Der General Haddick, der für ihn einen Arzt aus Berlin holen ließ, bedauerte diesen Officier, machte aber aus seiner Verwundung und Tod niemanden einen Vorwurf, konnte es auch nicht. Die berlinischen Schlächter, die in Berlin eine Art von bürgerlicher Kavallerie ausmachen, saßen, so viel ich mich erinnere, erst den zweyten Tag, nachdem die Oestreicher längst weg und die Avantgarde des Prinz Moritzschen Korps schon den Tag vorher angekommen war, auf. Die Absicht war bloß, um in der Gegend um Berlin, besonders im Walde nach Köpenik zu patrolliren, weil da allerhand Troß unter dem Namen der Oestreicher maraudirte. Davon brachten die Schlächter einige ein, es mag auch wohl ein östreichischer Maraudeur oder Traineur darunter gewesen seyn; daß sie aber jemand blessirt hätten, davon hat niemand etwas gehört.

Einige Stunden nachdem der General Haddick abgezogen war, kamen etwa vier oder sechs Husaren zurück, welche wirklich noch innerhalb Berlin, sogar bis in die Ryksdorfer Straße, Leute

plünderten und darauf wieder zum Thore heraus- eilten. Zwey von ihnen, sehr betrunken, kamen aus Begierde zur Beute nochmals zurück, beraub- ten und blessirten verschiedene Leute. Einer lösete beym Zurückreiten, nahe am schlesischen Thore eine Pistole auf einen Gärtnerburschen und wollte eben auf ihn hauen, als dieser eine Flinte von dem Wahlplatze ergriff und den Maraudeur tödlich blessirte; der andere ergriff dessen Pferd und nahm augenblicklich die Flucht. Der General Haddick, ein bekanntlich sehr edeldenkender Herr, würde, wie ich glaube, die That des beherzten Menschen nicht getadelt haben, der sein Leben vertheidigte, gegen einen Maraudeur, der aller Kriegszucht zu- wider, seinen Trupp verließ, um zu rauben und unbewehrte Menschen zu verwunden. — Man sieht, wie wenig es unserm Verfasser kostet, fal- sche Anekdoten zu erzählen, und noch Beschuldi- gungen darauf zu gründen.

T. II. S. 43 und 49. steht immer noch in die- ser verbessert seyn sollenden Ausgabe zweymal, der König von Preußen sey im August 1757 in die Reichsacht erklärt worden. Auch die übrigen Feh- ler, die ich im Isten Heft S. 82. schon gerügt habe, sind alle noch vorhanden.

Im

Im T. III. sind der schiefen Erzählungen und falschen Vorstellungen nicht weniger, besonders auch über die Armee. Ich will nur Eine Stelle hier anmerken, die statt aller dienen könnte, um zu zeigen, wie schlecht der Verf. unterrichtet ist, und wie verkehrt er alles vorstellet. Nachdem er von den preußischen Feldregimentern geredet hat, sagt er S. 149: „Die preußischen Garnisonre„gimenter würden 1) in Infanterieregimen„ter, 2) in Füselierregimenter, 3) in Artil„lerieregimenter eingetheilt. In diese Gar„nisonregimenter setze man alle auswärtige Re„kruten bey ihrer Ankunft, und von daher ziehe „man sie, um die Feldregimenter zu ergänzen.“ Beynahe so viel Worte so viel Falschheiten! — Wahrhaftig! der Verf. hätte es von jedem gemeinen Soldaten in Berlin sich richtiger können erzählen lassen.

T. III. S. 229. wird ein sonst oft erzähltes Histörchen von einem Accisebedienten in Stettin wiederholt, woran auch nicht das geringste wahr ist.

T. III. S. 263. Eine andere Anekdote, von einem Manne, dem die Justiz soll Unrecht gethan haben, und welcher dem Großkanzler darüber mündliche harte Vorwürfe soll gemacht haben,

ist

ist ebenfalls ganz aus der Luft gegriffen, nur weil der Verfasser gern Histörchen erzählen will. Wenigstens hätte er wissen können, daß ein Supplikant sich in Geschäften an einen Minister schriftlich wenden muß, und eben so beschieden wird.

Voltaire, dem bekanntlich die gröbsten Erdichtungen nichts kosteten, wenn er seinen bösen Willen auslassen wollte, erzählt in der Vie privée S. 42. folgende grobe Lüge: „Der Saal, worinn „der König in Sanssouci gespeiset habe, sey mit „einem sehr unzüchtigen Bilde ausgezieret gewesen, „wovon der König selbst den Gegenstand an „Pesne angegeben habe.“ Diese offenbare Unwahrheit schreibt der Verf. im T. IV. S. 60. noch jetzt nach. Er sollte doch, während seines Aufenthalts in Berlin, wohl einmal in Potsdam und Sanssouci gewesen seyn, wo in die Augen fällt, daß in diesem Schlosse nicht ein einziges Gemälde von unzüchtigem Gegenstande war. Auch ist daselbst nie eines dergleichen vorhanden gewesen; ich habe mich deshalb besonders erkundigt. Jetzt, da nach dem Tode des Königs der ganze Flügel, wo Er wohnte, ausgeräumt und neugebauet worden ist, müßte sich ein solches Gemälde, selbst wenn es nur in irgend einem Winkel

gesteckt hätte, gefunden haben. Am wenigsten war ein solches im Speisezimmer. Alle in Sanssouci befindlichen Bilder sind in der Beschreibung von Berlin und Potsdam (III. Bd. S. 1214.) verzeichnet. Pesne hat überhaupt niemals ein solches Bild gemalt, wie es Voltaire beschreibt; niemand hat jemals ein so schändliches Bild in irgend einem von den Schlössern des Königs gesehen. Im Gegentheile: der König liebte zwar in den Gemälden schöne und angenehme männliche und weibliche Figuren, aber keine unanständige Vorstellungen. Als Ihm einst ein sonst schöngemaltes, aber etwas unanständiges Gemälde eines Satyrs und einer Nymphe, von Cignani, zum Verkauf angeboten ward, so sagte Er, sobald Er es ansichtig ward: Pfui! Pfui! fort damit!

Von Pesne sind im Koncertzimmer in Sanssouci fünf mythologische Gemälde: Pygmalion; Vertumnus und Pomona; die schlafende Diana mit Nymphen umgeben; Apollo und Daphne; Pan und Syrinx. Auf diesen Gemälden sind schöne nackende Figuren, wie auf den Gemälden mehrerer großen Künstler; aber nicht unanständige Stellungen. Der König pflegte übrigens im Sommer mehrentheils in Sanssouci

in dem länglichtrunden Marmorsaale zu speisen; in demselben ist gar kein Gemälde, sondern die Statuen des Apoll und der Venus Urania.

T. IV. S. 84. wird erzählt, es habe ein auswärtiger Buchhändler dem Könige eine Satyre auf Ihn gesendet und sich ein Verdienst daraus gemacht, sie zu unterdrücken; der König aber habe einen Buchhändler aus Potsdam kommen lassen, und ihm das Manuskript selbst gegeben, mit dem Befehl es zu drucken, weil ein guter Coup damit zu machen sey. Dieß alles ist vom Anfange bis zu Ende aus der Luft gegriffen, und nicht ein Wort davon wahr. Welcher Buchhändler in Potsdam wäre es denn? Welche Satyre wäre es? Nie ist eine Satyre wider den König in Berlin oder in Potsdam gedruckt worden.

T. IV. S. 85. erzählt der Verf. umständlich: In den letzten Jahren der Regierung des Königs wäre eine Censur etablirt worden, von welcher alle neue fremde Bücher hätten examinirt werden müssen, ehe sie hätten verkauft werden dürfen; aber fast alle Buchhändler hätten Briefe vom Könige gehabt, worinn er sie gegen die Verbote unterstützt hätte. — Von allem dem ist auch nicht ein Wort wahr. Alles

folgende

folgende Räsonnement des Verfassers über die Censur in Berlin ist ganz schief und thöricht. Er meint, es kämen in die preußischen Lande jährlich 8 bis 10,000 neue fremde Bücher hinein. Das Bücherschreiben ist sehr arg, aber doch so arg nicht.

T. IV. S. 86. Von dem Geschichtchen von einem Buchhändler, der ins Gefängniß gesetzt worden, weil er eine Schrift wider Rußland verkauft habe, und den der König losgesprochen und ihn bloß eine geringe Geldstrafe habe geben lassen, habe ich nie etwas gehöret.

T. IV. S. 87. versichert der Verfasser, der König habe zuweilen Bücher zum Scheine verboten, habe aber unter der Hand die Verfasser aufmuntern lassen. Ein solches Verbot sey sogar mit einer Flasche Champagner begleitet gewesen, welche die obrigkeitliche Person den Verfasser habe trinken lassen, um ihm die Intention des Königs besser merken zu lassen. — Kann man eine ärgere Armseligkeit lesen! Was der König befahl oder verbot, das meinte Er wohl ernstlich. Wer wider Seinen Befehl gehandelt hätte, würde es wohl gefunden haben, daß es Ernst war.

T. IV.

T. IV. S. 201. wird vorgegeben, der König habe, um im Winter frische Früchte zu haben, jährlich 100,000 Thaler aufgewendet. In der Beschreibung von Berlin und Potsdam (III. Bd. S. 1247.) ist zu sehen, daß der gewöhnliche Gartenetat nur 6865 Thaler war; und mit Inbegriff aller außerordentlichen Kosten, Reparaturen der Häuser, Talutmauern und Anlagen der weitläuftigen Pflanzungen, wovon der größte Theil aus Bäumen zum Schatten, nicht aber aus Fruchtbäumen bestand, ist die jährliche Ausgabe immer nur zwischen 20,000 und 22,000 Thaler gewesen.

T. IV. S. 203. des Königs Koncert soll beynahe bloß aus blasenden Instrumenten bestanden haben, wie der V. berichtet. Es bestand, nebst der von dem Könige gespielten Koncertflöte bloß aus Saiteninstrumenten: außer daß in den letztern Jahren ehe Quanz starb, die mit einem Pianoforte und Violoncell besetzte Baßstimme mit einem Fagotte verstärkt ward. Doch dieß ist nur eine Absurdität; denn jedermann, der auch nur etwas von der Musik versteht, weiß, daß ein Flötenkoncert nicht mit blasenden Instrumenten, sondern mit Violinen begleitet wird. Aber recht hämisch ist es, wenn der Verfasser gleich darauf

die

die Unwahrheit vorbringt: „der König habe die „Sänger und die Virtuosen in seiner Kapelle „sämmtlich königlich bezahlt, die Flötenspieler „ausgenommen.“ Dieß, sagt er, „sey aus eben „der Ursache geschehen, um welcher der König „Maupertuis und Alembert mehr geschätzt habe, „als Voltaire †) oder Delisle.“ Damit will er zu verstehen geben, der König sey auf jeden großen Flötenspieler neidisch gewesen; dieß ist aber die ärgste Unwahrheit. Der Flötenspieler Quanz war besser bezahlt, als irgend ein anderer Virtuose des Königs. Er hatte zweytausend Thaler jährliches Gehalt, nebst andern Freyheiten. Er bekam außerdem für jedes neue Koncert hundert Dukaten, für jedes Solo fünf und zwanzig Dukaten, und für jede Flöte, die er dem Könige machte, hundert Dukaten.

Die auf eben dieser Seite erzählte Geschichte von einem Flötenisten, der vor dem Könige gespielt hätte,

†) Dieß ist nicht einmal wahr; denn der König schätzte Voltairen als Schriftsteller viel höher als irgend einen andern. Dieß kann man aus hundert Stellen in des Königs Oeuvres posthumes deutlich genug sehen.

hätte, und den der König anstatt eines Geschenks, welches der Musiker erwartete, mit einem Flötensolo, welches er ihm vorspielte, hätte belohnen wollen, ist eben so unwahr, als abgeschmackt. Der König hat, so lange als Quanz lebte, überhaupt nie einen fremden Virtuosen vor sich spielen lassen, außer dem berühmten Hoboespieler Fischer; überhaupt, so viel ich mich erinnere, nie einen Flötenspieler. Der König spielte nicht leicht in Gegenwart einer fremden Person †), am wenigsten eines fremden Musikers. Zu des Königs Kammermusik hat vielleicht außer den Musikern niemals jemand den Zutritt gehabt, außer der jetzige Herr Geheime-Kammerrath Klüpfel in der hiesigen Porcelanfabrik, welcher im siebenjährigen Kriege in Meißen dem Könige auf dem Flügel accompagnirt hatte.

T. IV. 227. Die umständlich erzählte Anekdote von einer Sängerinn, welche heimlich davon ge-

†) Im September 1770, bey der Gegenwart der verwittweten Kurfürstinn von Sachsen, einer feinen Kennerinn der Musik, spielte der König vor derselben, und diese Dame sang in diesem Koncerte.

gegangen wäre, welche die Kaiserinn Maria Theresia, auf Verlangen des Königs, in Tyrol hätte ausliefern lassen, welche durch Husaren nach Berlin zurück und vor den König gebracht worden, der ihr bloß gesagt hätte: „Er habe ihr nur Adieu „sagen wollen; sie könne nun wieder gehen.“ ist vom Anfang bis zu Ende erdichtet. Mir sind alle irgend merkwürdige Personen von des Königs Musik bekannt. Niemals ist eine Sängerinn von Berlin heimlich weggegangen, ausgenommen die berühmte Mara; und dieser hat der König weder nachsetzen, noch sie ausliefern lassen. Es sah Ihm auch warlich nicht ähnlich, daß Er die großen Kosten einer Reise und Begleitung von Tyrol bis Potsdam hätte bezahlen wollen, bloß um einen armseligen Einfall zu sagen.

Dieß mag genug seyn, um an einigen Beyspielen zu zeigen, daß auch bey der verbesserten Ausgabe dieser Vie de Frédéric, in Kleinigkeiten so wenig als in wichtigen Sachen, nur die geringste Sorgfalt angewendet worden ist. Der Verfasser ist immer noch bloßer Abschreiber, und ein höchstnachlässiger Abschreiber. Er hat nichts verificirt;

folglich ist seine Erzählung nicht zuverlässig. Dabey erdichtet er nach seinem Wohlgefallen, was ihm einfällt. Alle die eben angeführten falschen Anekdoten hat er nicht einmal aus deutschen Anekdotensammlungen (die schon an sich oft unzuverlässig genug sind) genommen, und hat sie wahrscheinlich bloß erdacht. — Es ist nicht zu viel gesagt, daß fast auf allen zehn oder zwölf Seiten dieses Lebens Friedrichs II. eine oder mehrere Unwahrheiten oder Unrichtigkeiten zu finden sind.

X.

Es ist bekannt, daß der König als Kronprinz im Jahr 1730 in Küstrin arretirt, und daß Sein Herr Vater sehr erzürnt war, und Ihm den Proceß über Leben und Tod wollte machen lassen. Voltaire hat zuerst in der elenden Vie privée das Mährchen ausgedacht: Kaiser Karl VI. habe behauptet, der Kronprinz könne, als ein Reichsfürst, nur auf dem Reichstage zu Regensburg gerichtet werden, und er habe deshalb durch seinen Gesandten, den Grafen von Seckendorf, die ernsthaftesten Vorstellungen thun lassen, wodurch allein dem

dem Kronprinzen wäre das Leben gerettet worden. Der Verfasser der kurz vorher angeführten französischen in Strasburg gedruckten Lebensbeschreibung des Königs, welcher selten unterläßt, die Unwahrheiten, die er aus den unsichersten Quellen abschreibt, mit neuen falschen Umständen zu verbrämen, schreibt dieses ab, und dichtet mit unverschämter Stirn noch hinzu: „Der König „habe darüber die Universitäten konsulirt, so wie „auch die Richter zu Berlin, welche der König „geprügelt †) hätte, wenn sie nicht gesprochen hät„ten, wie Er wollte, und die ihre Rücken lieber „geschont hätten, als den Kopf des Kronprin„zen; und als der Kaiser durch Seckendorf er„langt gehabt, daß der Kronprinz nicht sterben „sollte, habe König Friedrich Wilhelm I. voll Zorn

†) S. T. I. S. 12. der sogenannten verbesserten Auflage dieses Buchs. Dieser verächtliche Scribler hat die Niederträchtigkeit, (das. S. 162.) hinzuzufügen: Cette manière de traiter les officiers de justice a laissé *dans l'esprit de tribunaux de Brandebourg certaines traces qui s'effaceront difficilement.*

„gesagt: „„Oestreich wird sehen, welche Schlange „„„es in seinem Busen erwärmt hat.““ †) Es ist hier Unverschämtheit auf Unverschämtheit, Unwahrheit auf Unwahrheit, und Absurdität auf Absurdität gehäuft.

Es ist wahr, daß von verschiedenen Höfen Intercessionen für den Kronprinzen einliefen; aber ob sie vom kaiserlichen Hofe dringender als von einem andern waren, ist nicht bekannt; ernsthaft, oder im Tone der Autorität können sie wohl nicht gewesen seyn. Was Voltaire von Seckendorf gehört haben will, ist kein Beweis, da der ganz groben Erdichtungen, die er sich in der Vie privée de Fr. II. erlaubt, so gar viel sind. Zudem ist diese Erzählung ganz widersinnig. Der Grund, daß über den Kronprinzen nicht durch die Justiz seines Vaters und Landesherrn, sondern auf dem Reichstage müßte das Urtheil gesprochen werden, würde vermuthlich von König Friedrich Wilhelm I. übel aufgenommen worden seyn; und ist schwerlich gebraucht worden. Es ist überhaupt gewiß, daß der König auf diese Intercessionen nicht viel gab.

Der

†) T. I. S. 164.

Der König ließ in Berlin eine Art von Kriegsrecht, bestehend aus Generalen und Staabsofficieren, versammlen, worinn Er selbst präsidirte. Universitäten oder Civilrichter hierbey zuzuziehen, konnte nach der ganzen Denkungsart des Königs ihm nicht einfallen; und es ist auch gewiß nichts dergleichen geschehen. Der König, als Er den versammleten Generalen den Fall vortrug, behauptete mit großer Heftigkeit mehrmals: Sein Sohn habe den Tod verdient; und mehrere Anwesende fielen dieser Meinung bey †): aber auch nicht wenige, unter andern der alte und ehrwürdige Feldmarschall v. Natzmer, widersprachen derselben. Als der König darüber in größten Eifer gerieth, stand der mitanwesende Generalmajor (nachherige Generalfeldmarschall) von **Buddenbrock** auf, riß seine Weste auf und sagte unerschrocken, indem er seine

†) Daß dem Kronprinzen durch diese Kommission förmlich wäre der Kopf abgesprochen worden, wie Hr. Ob. Kons. R. Büsching in seinem Charakter Friedrichs II. (zweyte Auflage S. 182.) behauptet, möchte noch nicht ganz gewiß, vielmehr aus einigen Umständen das Gegentheil zu vermuthen seyn.

Brust zeigte: „Wenn Ew. Majestät Blut verlan„gen, so nehmen Sie meines! Jenes bekommen „Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf!“ Dieß erschütterte den König dermaßen, daß Er eine Minute schwieg und hernach sehr viel gelinder redete. Fast eben auf die Art sprach nachher der Fürst von Dessau, der dem Könige schon mehr als ein anderer sagen durfte, mit demselben, und brachte Ihn ganz von dem Gedanken einer Todesstrafe zurück. Diesen Männern ist es zu danken, daß der König von seinem Zorne zuerst zurückgebracht wurde; nicht einem unstatthaften Grunde des kaiserlichen Hofes, der, wenn er vorgebracht worden wäre, auf den König wahrscheinlich eher eine widrige Wirkung möchte gehabt haben. Die merkwürdige Geschichte von dem Generale von Buddenbrock hat ein Freund von mir, aus dem Munde seines Sohnes, der als Generallieutenant und Chef des Kadettenkorps in Berlin starb, gehört. — *

XI.

Es ist in Wien des verstorbenen Generals von Warneri Beschreibung von sechs Feldzügen des sieben-

siebenjährigen Krieges †) herausgekommen, welche abermals ein redendes Beyspiel ist, daß die historische Glaubwürdigkeit selbst nicht durch Augenzeugen allemal befestigt werden kann, besonders, wenn sich Leidenschaften und Vorurtheile ins Spiel mischen. Diese Beschreibung mag einige einzelne nützliche Beyträge zur Geschichte dieser Feldzüge enthalten, aber nur für denjenigen, welcher mehrere Nachrichten kritisch zu vergleichen im Stande ist; indessen bemerken Kenner doch die große Menge sehr unrichtiger Vorstellungen. Schon gleich was er im Anfange seiner Beschreibung sagt, daß nur hauptsächlich die Insinuationen und Intrigen des Generals v. Winterfeld, der Krieg hätte haben wollen, den König zum siebenjährigen Kriege bewogen hätten, ist gewiß so übertrieben als unrichtig, wie es mehrere noch lebende Personen wissen, denen die Vorfälle und Negotiationen der damaligen Zeit besser bekannt sind. Ließe es sich wohl denken, es werde der König, der Nachrichten von allen Seiten her hatte, und sie überlegen und mit einander verglei-

X 5 chen

†) Campagnes de Frederic II. Roi de Prusse de 1756 à 1762, par Mr. de W. 1788. 8.

chen konnte, nichts sollte geglaubt haben, als die vermeintlichen Uebertreibungen der vermeintlichen Emissarien Winterfelds? Man darf jetzt nur lesen was der König selbst im Anfange der Histoire de la Guerre de sept ans darüber sagt †), um zu sehen, wie ganz falsch die Meinung des Generals Warneri von dem Ursprunge dieses Krieges ist.

Dieser Verfasser sagt im Anfange der Vorrede: „Die Nachrichten von dem siebenjährigen Kriege, „selbst die am unparteyischsten schienen, wären „mangelhaft, weil die Eigenliebe den größten „Theil diktirt hätte." Man will bemerkt haben, daß eben die Eigenliebe diesem sonst braven Generale wohl auch einige kleine Streiche möge gespielt haben; denn er soll sich manches zuschreiben, was andere die auch bey der Armee waren, nicht gerade so wollen gesehen haben. Daß er wenigstens mehrentheils nicht unparteyisch ist, möchte kaum zu läugnen seyn. Wer bey ihm Unrecht haben soll, z. B. der Oberste v. Puttkammer, hat immer Unrecht, er mag es machen wie er will. Dabey fällt gar

zu

†) Oeuvres posth. de Fr. II. T. III. S. 78 – 82.

zu oft in die Augen, daß er mißvergnügt ist, und daß er manche Sachen, die ganz anders waren, widrig vorstellt, weil er sie mit widrigen Augen ansah. Ein Beyspiel davon ist, daß er vorgiebt: die Infanterie des Königs habe in den letztern Jahren fast bloß aus zusammengelaufenem Gesindel und Desertören bestanden, welche der König bloß durch unzuläßige Freyheiten, die er ihnen verstattet habe, zusammengehalten hätte. Unglaublich ist es, daß ein gewesener preußischer General so etwas schreiben konnte. Es ist doch weltbekannt, daß wenigstens drey Viertel davon Einländer oder alte gediente Soldaten waren. Allerdings waren die meisten davon entweder Veteranen, deren Kräfte schon erschöpft zu werden anfingen, oder junges geworbenes Volk; daher war freilich diese Infanterie nicht was sie im Anfange des Krieges war. Aber sie verließ den König dennoch nicht bey den unglaublichsten Märschen und Fatigen, und hielt im Ganzen eine Mannszucht, die ihr zu so großer Ehre gereicht, als der Muth, den sie bey allen Gelegenheiten zeigte.

Des Hrn. v. Warnери lebhafte Einbildungskraft verursachte vermuthlich, daß er in seltsame

Wider-

Widersprüche verfällt, und manche Dinge die völlig ungegründet waren, für wahr ausgiebt, ohne sie im geringsten näher zu untersuchen. Das ärgste Beyspiel davon ist wohl, daß er vorgiebt †): „Er „wisse von guter Hand, daß die Direktoren und „Wundärzte in den Hospitälern vom Könige Be„fehl gehabt, diejenigen umkommen zu lassen, „welche auf solche Art blessirt waren, daß sie nach „ihrer Heilung nicht mehr dienen konnten, und „zwar deswegen, um die Kosten ihres Unter„halts zu sparen." Daß ein gewesener preußischer General so etwas in die Welt leichtsinnigerweise hineinschreiben konnte, ist ein abermaliger Beweis, wie weit Leidenschaft und Mangel an Ueberlegung einen sonst wackern Mann bringen können. Daß der König so einen Befehl gegeben haben soll, ist etwas so sehr abscheuliches, daß es gewiß die Pflicht eines jeden ist, der eine solche Nachricht öffentlich bekannt macht, sich vorher recht genau zu erkundigen, ob es auch nach allen Umständen genau wahr sey. Es ist aber auch dieß zugleich etwas so unglaubliches, daß der erste Erzähler ei-

ner

†) S. 430.

ner solchen Nachricht, seiner eigenen Ehre wegen, wohl zugleich für seine Leser einen sichern Beweis der Wahrheit einer so unglaublichen Beschuldigung beyfügen müßte. Beides hat der General Warneri, leider! nicht gethan. Hätte er beides nur im geringsten thun wollen; so würde er diese Nachricht unmöglich haben niederschreiben können. Denn an der ganzen abscheulichen Beschuldigung ist auch nicht das geringste wahr.

Man weiß nicht, was man von einem Manne denken soll, der doch sonst so manche gute Eigenschaft hatte; aber sich selbst so wenig schätzte, um eine so abscheuliche und so ganz grundlose Verläumdung gegen einen der größten Männer zu verbreiten. Der General Warneri hat sich selbst, als militarischer Schriftsteller, dadurch bey der Nachwelt am meisten Schaden gethan. Denn, so viel sieht jedermann ein, daß eine so dreist behauptete grobe Unwahrheit die Glaubwürdigkeit dieses Schriftstellers auf einen höchstgeringen Grad heruntersetzt; besonders wenn er, wie er so oft thut, Paradoxen und solche Nachrichten behaupten will, welche andern glaubwürdigen Schriftstellern widersprechen. Ein neuer Beweis, wie es mit der historischen Glaub-

würs

würdigkeit beschaffen ist! Wie sehr ist historische Kritik nöthig! wie sehr ist es nöthig, den Charakter und die Wahrheitsliebe eines Geschichtschreibers zu erforschen, selbst wenn er als Augenzeuge erzählt!

Der Herr von Archenholz hatte in seinem interessanten Journale, Neue Litteratur- und Völkerkunde, die Beschreibung der Schlacht von Torgau zur Probe dieses damals noch nicht erschienenen Werkes bekannt gemacht. Er hatte bey einigen widersinnigen Stellen, besonders bey der angeführten †), seinen Zweifel bezeugt. Herr Geheimerrath Baldinger, der den siebenjährigen Krieg als preußischer Feldarzt mitgemacht hat, bezeugte gleich im XVII. Stücke seines Medicinischen Journals, mit der Indignation eines ehrlichen Mannes die gänzliche Unwahrheit dieser abscheulichen Beschuldigung. Hr. von Archenholz rückte sogleich, aus eigener Bewegung, diesen Widerspruch eines glaubwürdigen Augenzeugen ††), und auch

†) I. Jahrgang 1787. No. XII. S. 562.

††) II. Jahrgang 1788. No. VI. S. 468.

Staats-Bibliothek Bamberg

Der König Friedrich ließ sich
in seiner Krankheit von sei-
nem Kammerdiener den Abend-
segen vorlesen. Wie dieser
auf die Stelle kam „

der Herr segne dich.

so las er „der Herr segne Sie!

Schurke, sagte der König,
lies richtig, ich bin vor
dem lieben Gott eben so
ein Hundsfott wie du!

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicolai, Friedrich, 1733-1811

Anekdoten von König Friedrich II. von Preussen, und von einigen Personen, die um ihn waren nebst Berichtigung einiger schon gedruckten Anekdoten

Bd.: 3

Berlin [u.a.] (1789)

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bg.pr.o.36(1#3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11426649-7
VD18 80349242-001